

Aus den Lüften.

Das Leben der Vögel

von

J. Michelet.

Vierte Auflage.

Berlin.
Allgemeine Deutsche Verlags-Anstalt.
Sigismund Wolff.



Aus den Lüften.

Das Leben der Vögel.

Das Ei.

Der hellsehende Instinkt unserer Vorfahren hat das Orakel gegeben: „Alles kommt vom Ei, es ist die Wiege der Welt."

Alle Wesen haben denselben Ursprung, aber die Verschiedenheit der Ausbildung beruht hauptsächlich auf der Mutter. Sie handelt, berechnet, liebt mehr oder minder, ist mehr oder minder Mutter. Je mehr sie es ist, je höher steigt das Wesen; jede Stufe in der Existenz hängt vom Grade der Liebe ab.

Was vermag die Mutter in der beweglichen Existenz des Fisches? Nichts als ihr Ei dem Ocean anvertrauen. Was in der Welt der Insekten, wo sie gewöhnlich stirbt, sobald sie das Ei gelegt? Nichts als vor ihrem Sterben dem Ei einen sichern Ort aufzusuchen, wo es sich entwickeln und zum Leben kommen kann.

Selbst bei den höheren Thieren, den Vierfüßlern, wo man meinen sollte, die Wärme des Blutes müsse die Liebe verdoppeln, wo die Mutter so lange Zeit für ihr Kleines selber das Nest, die traute Wohnung ist, sieht man die Sorgen der Mütterlichkeit in verhältnißmäßig

geringem Grade. Das junge Thier kommt zur Welt, ganz wie die Mutter gebildet, eine schon bereite Milch erwartet es. Und bei vielen Gattungen geht die Erziehung vor sich, ohne daß die Mutter sich mehr Sorge machte als damals, wo das Kind in ihrem Schooße ruhte.

Anders ist das Geschick des Vogels. Er würde zu Grunde gehen, wenn er nicht geliebt würde.

Nicht blos geliebt! denn jede Mutter liebt, vom Ocean bis zu den Sternen. Aber ich meine gepflegt, mit unermüdlicher Liebe gehegt, mit der mütterlichen Wärme, mit mütterlichem Magnetismus umgeben.

Selbst im Ei, wo das Junge durch jene Kalkschale gesichert ist, fühlt es so lebhaft das Herandringen der Luft, daß jeder kalt gewordene Punkt im Ei dem künftigen Vogel ein Glied kostet. Daher die lange, so unruhige Arbeit des Brütens, die freiwillige Gefangenschaft und Unbeweglichkeit des beweglichsten aller Wesen; Mühen, die oft sogar noch mit Schmerzen verbunden sind, wenn ein Stein z. B. so lange Zeit an die Brust, in's Fleisch, oft sogar in's unbefiederte Fleisch gedrückt wird.

Das Junge wird geboren, aber es ist nackt. Während der kleine Vierfüßler, vom ersten Tage ab gekleidet, schon kriecht und geht, liegt der junge Vogel (zumal bei den höheren Gattungen) ohne Flaum unbeweglich auf dem Rücken. Nicht blos auf's Brüten beschränkt sich die Mutter, sondern sie unterhält und erregt ihm Wärme, indem sie ihn sorgfältig frottirt. Das Füllen versteht zu saugen und sehr gut sich selbst zu nähren; der junge Vogel muß warten, bis die Mutter ihm Nahrung sucht, auswählt, zubereitet. Sie kann ihn nicht verlassen, der Vater muß noch aushelfen. Das ist die wahre Familie, die Treue in der Liebe, der erste Schimmer von Moral.

Nicht zu sprechen von einer längeren Erziehung, die sehr speziell und gefahrvoll ist, der des Fliegens; noch weniger von der im Gesange, die bei den Künstler-Vögeln sehr zarter Natur ist. Der Vierfüßler versteht sehr bald, was er nöthig hat, oft galoppirt er gleich nach der Geburt; und wenn er wirklich fällt, ist es dasselbe, ohne Gefahr in's Gras zu fallen, oder herab aus der Höhe des Himmels?

Nehmen wir das Ei in die Hände! Diese elliptische, am meisten Inhalt fassende Form, die so schön ist und zugleich äußeren Angriffen so wenig Blöße zeigt, giebt die Idee einer vollständigen Welt, einer harmonischen Totalität, zu der man Nichts hinzuthun, Nichts wegnehmen kann. Die anorganischen Stoffe haben selten diese vollkommene Form. Man ahnt, es muß in diesem träge daliegenden runden Dinge wohl ein tiefes Mysterium, ein Werk Gottes liegen.

Welches ist es und was wird hervorgehen daraus? Noch wissen wir es nicht. Aber sie weiß es wohl, die mit ausgebreiteten Flügeln zitternd es umarmt und mit ihrer Wärme zeitigt; sie, die bis dahin frei und als Königin der Lüfte nach ihren Launen lebte, und nun plötzlich, eine Gefangene, unbeweglich über diesem stummen Gegenstande hockt, den man für einen Stein halten könnte und in dem sich noch Nichts regt.

Man spreche nicht von blindem Instinkte. Wir werden sehen, wie dieser hellsehende Instinkt nach den Umständen sich modificirt, mit andern Worten, wie dieser Anfang von Vernunft seiner Natur nach wenig von der hohen menschlichen Vernunft verschieden ist.

Ja, diese Mutter hat das Bewußtsein ihrer Pflicht,

sieht wunderbar klar vermöge des Scharfblickes, der Hellseherei der Liebe! Durch die dichte Kalkschale, wo unsere harte Hand Nichts fühlt, fühlt sie mit zartem Sinne das geheimnißvolle Wesen, welches sich dort nährt und bildet. Dieses Bewußtsein stützt sie bei der harten Arbeit des Brütens, der so langen Gefangenschaft. Sie sieht es im Geiste schon zart und lieblich mit dem Kinderflaum bekleidet, sieht voller Hoffnung es so, wie es einst sein wird: stark und kühn, wenn mit ausgebreiteten Flügeln es der Sonne in's Antlitz schauen und den Stürmen trotzen wird.

Aber noch haben wir Zeit, es hat nicht Eile. Betrachten wir mit Muße dieses reizende Bild der mütterlichen Schwärmerei, des zweiten Gebärens, durch welches sie diesen unsichtbaren Gegenstand der Liebe, diesen unbekannten Sohn des Verlangens zur Ausbildung bringt.

Der Anblick ist reizend und sogar erhaben. Seien wir bescheiden. Bei uns liebt die Mutter, was sich in ihrem Schooße regt, was sie fühlen, halten, mit Sicherheit des Besitzes fassen kann; sie liebt die zweifellose Wirklichkeit, die sich bewegt und regt, ihren Bewegungen antwortet. Aber die Vogelmutter liebt die Zukunft, das noch Ungekannte; ihr Herz schlägt einsam und noch antwortet ihr kein anderer Schlag. Doch nichtsdestoweniger liebt sie, opfert sich auf, duldet; sie würde bis zum Sterben für ihren Traum, ihren Glauben dulden.

Ein mächtiger, wirkungsreicher Glaube! Er vollendet eine Welt, und noch dazu eine der bewunderungswürdigsten vielleicht. Man spreche mir nicht von Sonnen, von der Elementar-Chemie der Erden. Das Wunder im

Ei eines Kolibri ist eben so viel werth als die Milchstraße.

Man bedenke nur, daß dieser kleine Punkt, der kaum wahrnehmbar scheint, ein ganzer Ocean, ein Meer von Milch ist, wo im Keime der vielgeliebte Sohn des Himmels schwimmt. Er schwimmt, aber fürchtet keinen Schiffbruch; die zartesten Bänder halten ihn schwebend. Stöße, Schläge sind ihm erspart. Er schwimmt ganz sanft in seinem lauen Element, wie er künftig es in den Lüften thun wird. Welche tiefe Sicherheit, welch bequemes Dasein in einer nährenden Wohnung, die besser ist als alles Säugen.

Aber sieh, in seinem Götterschlafe hat er seine Mutter, deren magnetische Wärme gefühlt. Und nun beginnt auch er zu träumen. Sein Traum ist Bewegung, er ahmt der ihrigen nach, bildet sich nach ihr; seine erste Handlung, eine That bescheidener Liebe, besteht darin, ihr zu ähneln.

Ist nicht bekannt, daß die Liebe die Gestalt dessen annimmt, den sie liebt?

Und sobald er ihr ähnelt, will er auch zu ihr. Er neigt sich, drängt sich näher an die Schale, die allein ihn noch von der Mutter trennt. Nun horcht diese; mitunter ist sie sogar so glücklich, schon sein erstes Piepen zu hören. Jetzt hält er sich nicht mehr, er ermuthigt sich, faßt Entschluß. Er hat einen Schnabel und gebraucht ihn, er klopft, er sprengt, zersprengt die Mauer seines Gefängnisses. Da er Füße hat, hilft er sich auch mit diesen... die Arbeit geht los... Sein Lohn ist die Erlösung, er tritt in die Freiheit des Lebens hinein.

Das Entzücken, die wunderbare Unruhe und all' die Sorgen der Mütterlichkeit wollen wir ungeschildert lassen,

die Schwierigkeiten der Erziehung haben wir schon angedeutet.

Der Vogel wird erst mit der Zeit und durch Zärtlichkeit angelernt. Hat er den Vorzug des Fluges, so kommt ihm noch mehr zu Gute, daß er in der Häuslichkeit und im Familienleben groß geworden, von seiner Mutter gepflegt ist; von ihr genährt und von dem Vater mündig erklärt, wird dies freieste aller Wesen der Günstling der Liebe.

Will man die Fruchtbarkeit der Natur bewundern, die Kraft, den anmuthigen Reichthum der Erfindung, die aus einer identischen Schöpfung Millionen von verschiedenartigen Wundern entwickelt, so betrachte man die Eiform, aus der die zahllosen Stämme hervorgehen, die durch alle Welt fliegen.

Aus der dunklen Einförmigkeit schießen die zahllosen, wunderbar nach allen Richtungen gehenden Strahlen hervor; die geflügelten Flammen, die wir Vögel nennen, hell leuchtend von Glut und Leben, durch Farbe und Gesang ausgezeichnet. Aus der warmen belebenden Hand Gottes entbreitet sich unaufhörlich dieser ungeheure Fächer von blitzender Verschiedenheit, wo Alles glänzt, Alles singt, Alles mit Harmonie, mit Licht mich umfluthet... Geblendet, betäubt schließe ich die Augen.

Wohin dringt ihr nicht, ihr melodischen Feuerfunken des Himmels?... Für euch ist nichts zu hoch, zu weit, gleichviel ob Himmel, ob Abgrund. Welche Wolke, welch' tiefes Wasser wäre euch unzugänglich? Euch gehört die Erde, so weit ihr Gürtel reicht, so groß sie ist mit ihren Bergen, Thälern und Meeren. Ich vernehme euch am

Aequator, voller Glut wie die Strahlen der Sonne. Am Pole sehe ich euch in dem ewigen Schweigen, wo sonst alles Leben aufgehört hat, wo selbst das niedrigste Moos zu leben sich weigert, wo der Bär selbst nur von Ferne hin sieht und sich brummend entfernt. Ihr, ihr bleibt noch, ihr lebt, ihr liebt, gebt Zeugniß von Gott, haucht dem Tode Wärme ein. In jenen furchtbaren Eiswüsten entsühnt euer rührendes Liebesleben, was der Mensch die Barbarei der Natur nennt.

Die Pole.

Fischvögel.

Die große Zauberin, welche für den Menschen fast alles Gute und Böse herbeiführt, die Einbildungskraft, gefällt sich darin, ihm unter hundert Masken die Natur zu verstellen. In Allem, was seine Kräfte übersteigt oder seine Empfindungen verletzt, in allen Nothwendigkeiten, welche die Harmonie der Natur verlangt, ist er versucht, einen mißgünstigen Willen zu lesen und zu verwünschen. Ein Schriftsteller hat ein Buch gegen die Alpen verfaßt; ein Poet hat den Thron des Bösen auf diese wohlthätigen Gletscher versetzt, welche der Wasserschatz Europa's sind und ihm seine länderbefruchtenden Flüsse herabschicken. Andere, noch größere Thoren verwünschten die Eisschollen des Pols, verkannten den herrlichen Haushalt des Erdballs, das majestätische Schaukeln, die abwechselnden Strömungen, welche das Leben des Oceans sind. Sie haben in diesen geregelten, durchaus friedlichen Bewegungen des Universal-Meeres Krieg und Haß, Bosheit der Natur gesehen.

So sind die Träume des Menschen. Die Thiere theilen solche Antipathieen, solche Furcht nicht; im Gegen-

theil, eine erhöhte Anziehungskraft veranlaßt sie, alljährlich in unzähligen Schaaren nach den Polen zu strömen.

Jedes Jahr kommen Vögel, Fische, gigantische Cetaceen und bevölkern die Meere und Inseln des Südpols. Jene wunderbaren, fruchtbaren Meere, die voll und überfüllt sind von beginnendem Leben (in Gestalt von Zoophyten) und von Lebensgährung, von gallertartigen Flüssigkeiten, Laich und überreichen Keimen.

Beide Pole sind in gleicher Weise für jene unschuldigen, überall verfolgten Schaaren der große, beglückte Vereinigungspunkte der Liebe und des Friedens. Die Cetacee, der Walfisch, das arme Thier, das gleich uns süße Milch und warmes Blut hat, der unglückliche Flüchtling, der bald verschwunden sein wird von der Erde; dort findet er noch Schütz, eine Rast für die geheiligte Zeit der Mutterschaft und des Säugens. Es giebt kein besseres, sanfteres, gegen einander brüderlicheres, für ihre Jungen zärtlicheres Geschlecht an sie. Grausame Unwissenheit der Menschen! Gleich den Lamentins und Robben, die ihm so nahe stehen, werden sie ohne Bedenken getödtet.

Der Riesenmensch des alten Oceans, der Walfisch, ein Wesen, ebenso sanft als der Zwergmensch der Erde barbarisch ist, hat vor dem letzteren den Vorzug, daß er die Arbeit der Zerstörung, welche die Natur erheischt, an Gattungen von bedrohlicher Fruchtbarkeit vollbringt, ohne ihnen vorher Schmerz zu bereiten. Er hat weder Zähne noch Säge; keines der Marterinstrumente, mit denen die Vernichter der Welt in so reichem Maaße versehen sind. Plötzlich in den Schlund dieses beweglichen Abgrundes gezogen, vergehen die Thiere, welche ihm zur Nahrung dienen, verlieren das Bewußtsein und erleiden gleich die

Umwandlungen der allgemeinen Chemie. Die meisten der lebendigen Stoffe, wovon in den Polargegenden sich die Bewohner dieser Meere, Cetaceen, Fische, Vögel ernähren, haben noch keinen eigentlichen Organismus, noch kein Empfindungsvermögen. Das giebt jenen einen Charakter von Unschuld, der uns unendlich rührt, uns mit Sympathie und, wenn man es gestehen will, mit Neid erfüllt. Dreimal glücklich, dreimal gesegnet jene Welt, wo das Leben sich erhält, ohne daß es einen Tod koste; jene Welt, die im großen Ganzen von Schmerz frei ist, in den Gewässern die Milch der Nahrung findet, keine Grausamkeit nöthig hat und unverdorben noch an den Brüsten der Natur liegt.

Wie tief war der Friede dieser amphibischen Bevölkerungen vor der Ankunft des Menschen. Gegen den Bären und den blauen Fuchs fanden sie einen bequemen Schutz an dem immer offenen Schooße des Meeres, ihrer Amme. Als die ersten Seeleute dort ankamen, gab es für sie nur eine Schwierigkeit, nämlich durch die Schaaren wohlwollender und neugieriger Robben sich durchzuarbeiten, welche sie anstaunten. Die Manchots (der amboinische Plattfisch) und die Pingoïns der Nordpolargegenden, friedlich und flinker, regten sich gar nicht, die Eidergänse, deren weiches Gefieder uns die Daunen liefert, ließen sich nahe kommen und mit den Händen greifen.

Die Haltung dieser noch nicht gesehenen Wesen war für unsere ersten Seefahrer der Anlaß zu höchst spaßhaften Irrthümern. Wenn man aus der Ferne die Inseln mit zahllosen Manchots bedeckt sah, schienen sie in ihrer aufrechten Stellung mit ihrem schwarz und weißen Gefieder, Schaaren von ebensoviel Kindern mit weißen Schürzen zu sein. Ihre kleinen ungelenken Arme (Flügel

kann man bei diesen Vogelanfängen kaum sagen), ihre Unbeholfenheit auf dem festen Lande, der höchst mangelhafte Gang weisen sie dem Ocean zu, wo sie vortrefflich schwimmen, der ihr natürliches, legitimes Element ist. Man möchte sagen, daß sie des Meeres älteste emancipirte Söhne sind, ehrgeizige Fische, Kandidaten zum Vogelthum, denen es schon gelungen ist, ihre Flossen in schuppige Flügelchen zu verwandeln. Die Metamorphose wurde allerdings nicht von gänzlichem Erfolge gekrönt: ohnmächtige, ungeschickte Vögel, bleiben sie geschickte Fische.

Oder auch könnte man sie ihrer breiten so nahe am Körper sitzenden Füße, ihres kurzen, auf breitem cylindrischen Körper sitzenden Halses, ihres abgeflachten Kopfes wegen für Verwandte ihrer Nachbarn, der Seerobben, halten, denen sie zwar an Intelligenz, aber nicht an Gutartigkeit nachstehen.

Diese älteren Söhne der Natur, welche noch Vertraute der alten Zeiten der Erdverwandlungen sind, erschienen den Ersten, welche sie sahen, wie seltsame Hieroglyphen. Mit ihrem sanften, aber glanzlosen, wie der Spiegel des Oceans blassen Auge, sahen sie den Letztgeborenen der Schöpfung, den Menschen, wie verwunderte Alte an.

Levaillant fand sie nicht weit vom Vorgebirge der guten Hoffnung auf einer unbewohnten Insel in großen Schaaren, wo das Grabmal eines armen dänischen Matrosen sich erhob, eines Mannes vom Nordpol, der, unweit des Südpols gestorben, nun die ganze Dicke des Erdballs zwischen sich und seinem Vaterlande hatte ... Robben und Manchots leisteten ihm zahlreich Gesellschaft, die ersteren liegend und kauernd, die anderen mit der

ganzen Würde einer Ehrenwache am Grabe stehend, alle aber traurig, gleichsam dem Murmeln des Oceans entsprechend, der ein Requiem angestimmt.

Ihre Winterstation ist das Kap. In diesem lauen Exil Afrika's bekleiden sie sich mit einem guten und soliden Pelz von Fett, der ihnen gegen Hunger und Frost sehr zu Statten kommen wird. Sobald der Frühling zurückkehrt, sagt ihnen eine geheime Stimme, daß der starke Thauwind die spröden Eiskrystalle gebrochen und geschmolzen hat, daß die glücklichen Meere des Poles, ihr Vaterland und ihre Wiege, ihr süßes Liebesparadies, offen sind und sie rufen. Ungeduldig werfen sie sich in's Meer und durchschwimmen, schnell rudernd, fünf bis sechs hundert Seemeilen, ohne sich Rast zu geben, als etwa auf einigen schwimmenden Eisblöcken, auf denen sie kurze Zeit ausruhen. Bei ihrer Ankunft ist Alles bereit. Ein Sommer von dreißig Tagen vergeht ihnen wie ein einziger Augenblick des Glückes.

Aber es ist ein herbes Glück. Die Nothwendigkeit, die tiefste Stille aufzusuchen, entfernt sie vom Meere, wo ihre einzige Nahrung ist. Die Zeit der Liebe, des Brütens, ist für sie eine Zeit der Unruhe, des Fastens. Der blaue Fuchs, ihr Feind, stöbert sie in ihrer Einöde auf. Aber Einigkeit macht stark. Die Mütter brüten alle zusammen und die Legion von Vätern wacht rings um sie her, bereit, sich zu opfern. Ist das Junge erst aus dem Ei und einigermaßen kräftig, so geleitet eine geschlossene Phalanx es zum Meere . . . es wirft sich hinein und ist gerettet!

Traurig ist zwar das Klima, aber doch muß man es lieb gewinnen, wenn man die thierische Natur hier so rührend liebevoll sieht, ein Familienleben, wie es nur der

Mensch noch kennt. Im Norden ist überhaupt das Leben am häuslichen Heerde ausgebildeter, als im Süden: es leuchtet auch eine Sonne, aber nicht die des Aequators, sondern eine mildere, innigere, die Sonne der Seele. Jedes Geschöpf ist hier erhabener, und zwar durch die Strenge des Klima's und die mannichfachen Gefahren.

Die höchste Leistung dieser Welt des hohen Nordens, welche keineswegs eine Welt der Schönheit ist, besteht darin, doch das Schöne gefunden zu haben. Auch dieses Wunder geht vom Herzen der Mutter aus. Lappland hat nur eine Kunst, nur einen Kunstgegenstand, und das ist die Wiege. „Eine solche Wiege," sagt eine Dame, welche diese Gegenden bereist hat, „ist ein hübsches Ding, zierlich und anmuthig wie ein netter Damenschuh, mit dem feinen Pelzwerk des Hasen besetzt, das zarter ist, als die Federn des Schwans. Rings um das Verdeck am Kopfende, wo der Kopf des Kindes vollständig geschützt, weich und warm liegt, hängen Schnüre von bunten Perlen und Kettchen von Kupfer oder Silber, die bei jeder Bewegung klingeln und den kleinen Lappländer zum Lachen bringen."

O wunderbare Mutterliebe! Durch sie wird das roheste Weib erfinderisch, zur Künstlerin... Aber das thierische Weibchen ist heroisch. Es ist ein rührendes Schauspiel, zu sehen, wie die Eidergans sich die Federn ausreißt, um ihr Junges darauf zu lagern, es damit zu wärmen. Und hat ihr der Mensch dies Nest gestohlen, so fährt die Mutter fort, an sich die grausame Operation zu vollziehen. Und wenn sie sich ganz entfiedert hat, nichts mehr geben kann, als ihr Fleisch, ihr Blut, dann tritt der Vater an ihre Stelle und plündert sich selbst. Auf diese Weise wird das Junge von ihnen gekleidet,

durch ihre eigenste Substanz, ihre Aufopferung, ihren Schmerz.

Montaigne spricht von einem Mantel, dessen sich sein Vater schon bedient hatte und den er selbst gern zum Andenken an ihn trug, und sagt dabei ein rührendes Wort, auf welches das Nest unserer Eidergans mich bringt: „Ich hüllte mich in meinen Vater!“ —

Der Flügel.

Gebt Flügel mir, zu fliegen
Wohl über Berg und Thal,
Mir Flügel, um zu wiegen
Mein Herz im Sonnenstrahl.

Mir Flügel, hoch zu schweben
Im Purpurmorgenroth,
Hoch über allem Leben,
Hindurch durch allen Tod.

Das ist der Ruf der ganzen Erde, der Welt und alles Lebens; in ihn brechen alle Gattungen der Thiere und Pflanzen in den verschiedensten Zungen aus; selbst aus dem Steine, der unorganischen Welt, scheint eine Stimme zu sprechen: „Wir wollen Flügel, Flügel, Aufschwung und Bewegung.“

Ja, die trägsten Körper neigen begierig sich den chemischen Umwandlungen zu; welche ihnen gestatten, in den Strom des allgemeinen Lebens miteinzugehen, ihnen die Flügel der Bewegung und Gährung geben.

Auch die an ihrer Wurzel unbeweglichen Pflanzen zeigen ihren inneren Drang nach einer geflügelten Existenz, bieten ihr Haupt den Winden, den Wellen dar, und flehen sie an, ihnen das Leben des Wanderers, den Flug zu geben, welchen ihnen die Natur versagt hat.

Die noch an der ersten Schwelle der Existenz stehenden, dem Anschein nach bewegungslosen Mollusken protestiren auf ihre Art und streben nach oben, sie wollen nicht vom Lichte getrennt in düsteren Tiefen leben; wenn sie nicht hinauf sich arbeiten können, sterben sie lieber.

Auf der Erde betrachten wir mitleidig jene animalischen Skizzen, das Aï, den Unau, die traurigen, leidenden Carricaturen des Menschen, die keinen Schritt thun können, ohne einen klagenden Ton von sich zu geben: sie heißen Tardigrade, Faulthiere. Dieser Name, welchen wir ihnen geben, könnte der Mensch selbst für sich behalten. Wenn die Langsamkeit abgemessen werden muß nach der Sehnsucht, sich schnell zu bewegen, so ist der Mensch mit seinen fast in jedem Augenblicke vereitelten Bestrebungen, zu gehen, vorwärts zu kommen, zu handeln, der wahre Tardigrad oder Faulthier. Die Fähigkeit, sich auf der Erde von einem Orte nach dem andern zu schleppen, die sinnreichen Instrumente, welche die Neuzeit erfunden, um dieser Fähigkeit nachzuhelfen; alles das vermindert sein Kleben an der Erde nicht, er bleibt der Tyrannei des Gesetzes der Schwere verfallen, am Boden haften.

Es giebt auf der Erde nur eine Klasse von Wesen, denen es gestattet ist, jene allgemeine Betrübniß über den ohnmächtigen Drang nach Bewegung nicht zu kennen oder sich darüber hinwegzutäuschen: es ist die Klasse, welche nur mit der Flügelspitze gleichsam noch am Boden hängt, die von der Luft selber gewiegt und getragen wird, fast ohne eigenes Zuthun, oder höchstens so viel nöthig ist, um nach Bedürfniß, nach Laune die Richtung zu geben.

Welch' leichtes, erhabenes Leben! Mit welchem verächtlichen Blick muß der niedrigste der Vögel auf den

stärksten, schnellsten Vierfüßler, einen Tiger, einen Löwen herabsehen! Wie muß er lächeln, wenn er ihn in seiner Ohnmacht sieht, an die Erde gefesselt, die er erzittern macht mit unnützem, vergeblichem Gebrüll und nächtlichem Wehklagen, das Zeugniß giebt von der Sklaverei dieses falschen Königs der Thiere, der gleich uns andern Allen gebunden ist an die untergeordnete Existenz, in welcher wir durch den Hunger und durch das Gesetz der Schwere gehalten werden.

O über den verhängnißvollen Körper, die Unbill, welche uns nur eine an der Erde hinschleppende Bewegung gestattet! Die unerbittliche Schwere ruft jeden unserer Füße stets zu dem rauhen, schweren Elemente zurück und sagt zu uns: „Sohn der Erde, du gehörst der Erde an. Auf einen Augenblick ihrem Schooße entnommen, wirst du einst für immer in ihm ruhen."

Wir wollen darüber nicht mit der Natur grollen. Es ist gewiß nur ein Zeichen, daß wir eine noch junge, noch barbarische Welt bewohnen, eine Welt der Versuche, der Lehrlingschaft, in der Stufenleiter der Gestirne einer der Elementar-Haltepunkte des großen Lehrganges. Dieser Erdball ist noch in den Kinderschuhen. Und du, Mensch, bist selber ein Kind. Aus dieser Vorschule wirst auch du einst versetzt werden, wirst mächtige, schöne Schwingen erhalten. Im Schweiße deines Angesichts erwirbst du hier dir einen höheren Grad in der Freiheit.

Wollte man den Vogel fragen, der sich noch im Ei befindet, was er sein wolle, er solle wählen, ob er Mensch sein wolle und an dem Königthum des Erdballs Theil nehmen, das uns durch Arbeit und Kunst zu Theil geworden? Gewiß wird er mit Nein antworten. Ohne die unendlichen Anstrengungen, die Mühen, Sorg' und Schweiß,

das Sklavenleben in Anschlag zu bringen, wodurch wir dieses Königthum erkaufen, braucht er blos zu sagen: „Ich selbst bin schon von Geburt an der König von Raum und Licht, warum soll ich abdanken, wenn der Mensch in seinem höchsten Ehrgeiz, dem höchsten Streben nach Glück und Freiheit schwärmerisch wünscht zum Vogel zu werden und Flügel zu haben."

In seinem besten Alter, während seiner frühen, reichsten Existenz, in den Träumen der Jugend hat der Mensch mitunter das Glück, zu vergessen, daß er Mensch ist, Sklave der Schwere, Leibeigener des Bodens. In diesen Träumen schwingt er sich auf, schwebt, herrscht hoch über der Welt, schwimmt im Strahl der Sonne, genießt das unendliche Glück, mit einem einzigen Blicke die Unermeßlichkeit der Dinge zu übersehen, die er bisher nur eins nach dem andern betrachten konnte. Da wird das dunkle Räthsel im Einzelnen plötzlich licht für den das Ganze umfassenden Sinn. Die Welt tief unter sich sehen, sie umfassen, lieben, welch ein göttlicher, erhabener Traum!... Aber es wird Tag und mit ihm naht der Lärm und die Arbeit; der schwere Hammer von Eisen, die weithin klingende Glocke mit ihrem ehernen Klange entthronen mich, stürzen aus den Lüften mich herab. Als Theil der schweren Erde sinke ich wieder zur Erde herab, zerknickt, gedemüthigt nehme ich den Pflug wieder in die Hand. —

Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts der Mensch auf den kühnen Gedanken kam, sich den Winden zu überliefern, in die Luft zu steigen, ohne Steuer, Ruder oder sonstiges Lenkmittel, da verkündete er, daß er nun Flügel bekommen, die Natur umgangen, das Gesetz der Schwere aufgehoben habe. Tragische, schreckliche Ereignisse straften diesen Ehrgeiz Lügen. Man studirte den Flügel der Vögel,

unternahm es, ihn nachzuahmen, baute auf rohe Weise diese unnachahmliche Maschine nach. Wir sahen's mit Entsetzen, wie ein solcher armer Menschenvogel, mit zwei ungeheueren Flügeln bewaffnet, von einer hundert Fuß hohen Säule herabspringend, sich flatternd bewegte und dann zerschmettert am Boden lag.

Jene traurige, verderbliche Maschine war weit entfernt, trotz ihrer mühsamen Construction, an den bewunderungswürdigen Arm der Vögel, das System von Muskeln zu erinnern, welche untereinander in so heftiger, lebhafter Bewegung in Verbindung stehen. Schlaff und schlotternd fehlte es dem menschlichen Flügel besonders an dem unendlich starken Muskel, welcher die Schulter mit der Brust, den Humerus mit dem Sternum verbindet, und der dem Falken die ungeheure Energie seines Flügelschlages giebt. Das Werkzeug liegt hier so dicht beim Beweger, das Ruder so nah beim Ruderer, ist so vollständig eins mit ihm, daß die Schwalbe, der Fregattvogel, vierzig Meilen in der Stunde durchfliegen, also fünf oder sechs Mal so viel als unsere schnellsten Locomotiven; ihre Schnelligkeit ist größer als die des Sturmwindes und findet nur im Blitze ihren Nebenbuhler.

Aber hätten unsere armseligen Nachahmer auch wirklich den Flügel nachgeahmt, so wäre man damit doch noch nicht weiter. Man copirte die Form, aber nicht die innere Structur; man glaubte, der Vogel habe allein in der Bewegung des Fliegens seine Kraft und kannte die geheime Hülfe nicht, welche die Natur in seine Federn und Knochen gelegt. Das Wunder und Geheimniß besteht in der Fähigkeit, nach Willkühr sich leicht oder schwer machen zu können, indem er Luft in die eigens dazu bestimmten Röhren einläßt oder austreibt. Um leicht zu

werden, macht er, sich aufblasend, sein Volumen größer, vermindert also seine relative Schwere; dann steigt er allerdings von selbst, in einer Umgebung, die schwerer ist als er, in die Höhe. Um zu fallen und herabzusteigen macht er sich wieder klein und schmal, indem er die Luft, die ihn aufgeblasen, ausstößt, wird also schwerer, so schwer als er will. In der Unkenntniß dieses Umstandes lag das Unglück, das Verhängniß jener Nachahmer. Man wußte, daß der Vogel ein Schiff ist, nicht aber, daß er auch ein Ballon sei. Man ahmte den Flügel nach, aber gesellt zu diesem sich nicht noch diese innere Kraft, so führt seine Anwendung nur zum Verderben.

Aber diese Fähigkeit, dies schnelle Spiel im Erfassen und Entlassen von Luft, dies Schwimmen mit einem nach Willkühr veränderlichen Ballast, worauf beruhen sie? Auf einer seltsamen, einzig in ihrer Art dastehenden Kraft des Athmens. Ein Mensch, der ein gleiches Verhältniß Luft in sich aufnähme, müßte sofort ersticken. Die elastische, kräftige Lunge des Vogels dagegen erfüllt sich damit voller Luft und Kraft und ergießt sie durch die Knochen und Luftzellen. Eine Einathmung und Erneuerung, die mit ungeheuerer Schnelle von Statten geht. Das Blut, welches unaufhörlich durch neue Luft belebt wird, giebt jedem Muskel jene unerschöpfliche Kraft, wie sie kein anderes Wesen besitzt und die nur bei den Elementen gefunden wird.

Das schwerfällige Bild vom Antäus, der, wenn er die Erde, seine Mutter, berührt, immer neue Kraft schöpft, giebt eine schwache, ungefähre Idee von dieser Erscheinung. Aber der Vogel braucht die Luft nicht erst zu suchen, um sich mit ihr in Berührung zu setzen; die Luft sucht ihn,

fließt ihm im eigenen Körper zu, facht unaufhörlich auf's Neue die Glut des Lebens in ihm an.

Darin besteht das Wunder und nicht im Flügel. Nimm den Flügel des Condors und folge ihm, wenn er von den eisigen Gletschern der Anden herabschießt an die glühenden Küsten Peru's, in einer Minute alle Temperaturen, alle Klimate der Erde durchmacht, in einem Athem die furchtbare Masse, sei's eiskalter, sei's glühend heißer Luft einzieht... Du armer Mensch würdest unten erstickt ankommen.

In dieser Beziehung beschämt der kleinste Vogel den stärksten Vierfüßler. Man kette einen Löwen in einem Ballon fest (sagt Toussenel) und sein dumpfes Brüllen wird im Raum verhallen. Aber die kleine Lerche mit besserem Athem, kräftigerer Stimme steigt in die Höhe und singt ihr Lied, das man noch immer hört, wenn sie selbst auch nicht mehr zu sehen ist. Ihr fröhlicher, leichter, müheloser Sang schallt herab wie die Lust eines unsichtbaren Geistes, der die unten auf der Erde trösten will.

Kraft gewährt Lust. Das fröhlichste aller Wesen ist der Vogel, weil er über Verhältniß zu seiner Thätigkeit sich stark fühlt, weil er von dem Athem des Himmels getragen, gewiegt, wie im Traume, ohne Mühe, steigt und schwimmt. Die unbegrenzte Kraft, die erhabene Fähigkeit, nach Willkühr sich am mütterlichen Heerde zu stärken, das Leben stromweise einzuathmen, ist eine göttliche Berauschung.

Das ganz natürliche, durchaus nicht ehrgeizige, nicht gottlose Streben jedes Wesens geht dahin, der großen Mutter gleichen, ihr Vorbild erreichen, an den unermüdlichen Schwingen Theil haben zu wollen, mit denen die ewige Liebe die Welt beschirmt.

Darauf geht seit ewigen Zeiten die Tradition des Menschen hinaus. Er will nicht Mensch sein, sondern Engel, geflügelter Gott. Die geflügelten Genien der Perser sind die Cherubim der Juden. Der Grieche giebt der Seele, der Psyche Flügel und findet für sie den wahren Namen: Hauch, ἄσθμα; die Seele hat ihre Flügel behalten, im düsteren Mittelalter bleibt ihr diese Eigenschaft, und noch heute wird der unumwundene glühende Wunsch fast in jeder Brust wie eine prophetische, tief in der Natur ruhende Sehnsucht rege: „O wär' ich ein Vogel!" Die Mutter zweifelt nicht, daß ihr Kind ein Engel wird.

In ihren Träumen hat sie es ja so gesehen!

Wahn oder Wirklichkeit? ... Ihr geflügelten Träume, Entzücken der Nächte, deren Verschwinden wir am Morgen bedauern, wenn ihr nun doch existirtet! Wirklich Leben hättet! Wenn es doch nicht verloren gegangen wäre, was Sehnsucht uns betrauern läßt, wenn von Stern zu Stern in ewigem Fluge begriffen wir doch eine gemeinschaftliche geflügelte Wallfahrt machten durch das Reich der unendlichen Güte! ...

Mitunter möchte man es glauben. Eine Stimme sagt uns, daß diese Träume nicht Träume sind, sondern Flüchtlinge aus der wahren Welt, Lichtstreifen durch die Nebel hier unten, sichere Verheißungen, und .... daß vielmehr die vorgebliche Wahrheit nur der böse Traum sei.

Anfänge zu Flügeln.

Es giebt keinen noch so unwissenden, ununterrichteten Menschen, keinen so blasirten, abgestumpften Geist, daß er sich einer Regung von Ehrfurcht, ich möchte sagen Furcht, erwehren könnte, wenn er das naturhistorische Museum in Paris betritt.

Keine Sammlung in einem anderen Lande, so viel ich weiß, bringt diesen Eindruck hervor.

Andere, wie z. B. das reiche Museum zu Leyden, sind in diesem oder jenem Zweige zahlreicher, aber nicht vollständiger, nicht harmonischer. Diese großartige Harmonie fühlt sich instinktmäßig heraus, imponirt, erschüttert. Der unaufmerksame Reisende, der zufällige Besucher wird davon ergriffen, ohne es zu wollen; er stutzt und wird nachdenklich. Diesem ungeheuren Räthsel, dieser unermeßlichen Hieroglyphik gegenüber, die zum ersten Mal vor ihm steht, wird ihm die Sehnsucht rege, einen Zug davon entziffern, nur einen Buchstaben lesen zu können. Wie oft haben Leute aus dem Volke, von dieser oder jener seltsamen Gestaltung überrascht und neugierig gemacht, mich nach dem Sinne derselben gefragt! Ein Wort genügte, sie auf die Fährte zu bringen, eine einfache Andeutung entzückte sie; sie schienen zufrieden und nahmen sich vor, ihren Besuch zu wiederholen. Wer dagegen durch diesen Ocean von unbekannten, unverstandenen Gegen=

ständen blos hindurch gegangen, entfernte sich mit dem Gefühle der Ermüdung, der Traurigkeit.

Wir möchten den Wunsch aussprechen, daß die so umsichtige, so hoch in der Wissenschaft dastehende Verwaltung dieses Nationalschatzes wieder zu der ursprünglichen Einrichtung des Museums zurückkehrte, wonach erklärende Aufseher angestellt waren und als Hüter solcher Schätze nur Solche zugelassen wurden, welche sie begreifen und nöthigenfalls zu erklären wissen.

Auch wäre es wünschenswerth, wenn neben den Bildnissen der großen Naturforscher die der kühnen Seeleute und ausdauernden Reisenden hingen, welche nur durch ihre Anstrengungen, Gefahr und hundertmaliges Lebenswagniß uns in den Besitz dieser Reichthümer setzen konnten. Wenn dieselben an sich Werth haben, wird er noch erhöht durch den Heroismus, die Seelengröße derer, welche sie uns erworben. Dieser reizende Kolibri, Madame, ein geflügelter Saphir, in dem Sie nur einen winzigen Gegenstand des Schmuckes erblicken, Sie wissen es wahrscheinlich nicht, daß ihn ein Azara, ein Lesson aus jenen lebensgefährlichen Wäldern mitgebracht, wo man den Tod einathmet? Der herrliche Tiger, dessen Fell Sie bewundern, mußte, bevor er hier aufgestellt wurde, in den Dschungeln aufgesucht werden, wo ihm der unerschrockene Levaillant Aug' in Auge sah, auf ihn schoß, ihn in die Stirn traf. Diese berühmten Reisenden haben als glühende Liebhaber der Natur, oft ohne Mittel, ohne Unterstützung, das Gethier in den Wüsten verfolgt, in seinen geheimnißvollen Schlupfwinkeln beobachtet und überfallen, sich Hunger, Durst, unglaubliche Strapazen auferlegt, ohne sich zu beklagen; die Belehrung in sich selber tragend, voller Liebe und Dankbarkeit bei jeder Entdeckung, scheuten sie

um diesen Preis Nichts, selbst nicht den Tod eines La Peyrouse, eines Mungo Park, den Tod durch Schiffbruch, durch Wilde.

Mögen sie hier in unserer Mitte wieder aufleben. Wenn ihr einsames Leben fern von Europa zugebracht wurde, um diesem Welttheile zu dienen, möge ihr Bildniß vor der dankbaren Menge aufgestellt werden mit einer kurzen Angabe ihrer glücklichen Entdeckungen, ihrer Leiden, ihres hohen Muthes. Mancher Jüngling wird durch den Anblick dieser Männer sich gehoben fühlen, nachdenklich heimkehren und dann hingehen, es ihnen nachzuthun.

Darin besteht die doppelte Größe dieses Ortes: Helden sandten diese Dinge aus weiter Ferne und sie wurden in Empfang genommen, classificirt, geordnet von großen Männern, zu denen Alles wie zu einem natürlichen Mittelpunkte hinströmte, die ihre Stellung sowohl wie ihr Genie in den Stand setzte, hier die Centralisation der Natur anschaulich zu machen.

Im vorigen Jahrhunderte drehte sich die große Bewegung der Wissenschaften um einen Mann von Genie, der durch Rang, Umgebung und Reichthum bedeutend war, den Grafen Büffon: alle Geschenke der Gelehrten, der Reisenden, der Potentaten gingen an ihn, wurden von ihm auf dem Museum in Klassen geordnet. Zu unseren Lebzeiten hat dieser Ort die größte Aufmerksamkeit aller Nationen der Erde auf sich gezogen, als zwei Riesengeister (die Repräsentanten zweier Systeme) Cüvier und Geoffroy hier ihren Kampfplatz hatten. Alle interessirten sich entweder für den einen oder den anderen, Alle nahmen Partei, schickten Proben als Für oder Wider nach dem Museum; der ein Buch, jener Thiere oder Mittheilungen von bisher unbekannten Thatsachen. So

daß diese Sammlungen von todten Dingen Leben erhielten, noch jetzt pulsiren sie von jenem Streit, von den großen Geistern zu uns sprechend, welche alle diese Wesen bei ihrem folgenreichen Kampfe als Zeugen aufgestellt haben.

Und dieser hinterlegte Schatz ist kein zufälliger. Er besteht aus streng aufeinander, auseinander folgenden Serien, welche durch die tiefsten Denker systematisch zusammengestellt sind. Die Arten, welche die seltsamen Uebergänge zwischen den verschiedenen Gattungen sind, haben ihre reiche Vertretung gefunden. Hier sieht man besser als irgend wo, was Linné oder Lamark gesagt haben: „je reicher, vollständiger unsere Museen werden, je weniger Lücken sie lassen, je mehr sieht man ein, daß die Natur Nichts hastig thut, sondern nur durch sanfte unmerkliche Uebergänge. Wo wir in ihren Werken einen Sprung, eine Lücke zu sehen meinen, einen heftigen, unharmonischen Schritt, da können wir uns stets selbst anklagen, die wahre Lücke ist nur unsere Unwissenheit.“

Verweilen wir einen Augenblick bei den feierlichen Uebergängen, wo das ungewisse Leben noch zu schwanken, wo die Natur sich selbst zu fragen, sich selbst den Puls ihres Willens zu führen scheint. *Werde ich Fisch oder Säugethier sein?* fragt sich selbst das Wesen; es kann sich nicht entschließen und wird Fisch mit warmem Blute, es ist die sanfte, gutmüthige Heerde der Robben und Seehunde. *Werde ich Vogel oder Vierfüßler?* Eine wichtige Frage, verwirrtes Zaudern, langer wechselvoller Kampf! Alle Zwischenfälle sind dargestellt, die verschiedenen Lösungen der naiv gestellten Probleme verwirklicht durch sonderbare Wesen, wie das Schnabelthier aus Neuholland, das vom Vogel nichts als den Schnabel; wie die arme Fledermaus, ein unschuldiges, in seinem

Familienleben zärtliches Wesen, dessen zweideutige Form seine Häßlichkeit und sein Unglück ausmacht. Man sieht, daß in ihr die Natur den Flügel sucht und erst nur eine häßliche, behaarte Haut findet, die indessen schon des Flügels Funktionen verrichtet.

„Ein Vogel bin ich, seht nur meine Flügel!“

Aber der Flügel selbst macht noch nicht den Vogel.

Stellt man sich näher zum Mittelpunkt des Museums, nahe bei der Uhr, so bemerkt man links die ersten Anfänge des Flügels am Manchot des Südpols, bei seinem Bruder dem Pingoïn (der Fettgans) um einen Grad mehr ausgebildet. Schuppenartige Flügelchen, deren leuchtende Federn viel mehr an den Fisch als an den Vogel erinnern. Auf dem Lande sind diese Thiere Invaliden, die Erde wird ihnen schwer, in der Luft aber kommen sie gar nicht fort, das Meer ist ihr Element. Neben dem Manchot sieht man voller Ueberraschung einen Versuch von ganz anderer Art: es ist der sehr seltene Vogel, den man den schwärmenden Phaëton nennt. Er ist mit einem rauhen Pelz, wie ein Vierfüßler, bekleidet, das Haar ist eine Art Ziegenhaar, glänzt aber wahrscheinlich beim lebendigen Thiere mehr und ist sicher wasserdicht.

Um die Vögel zusammen zu stellen, welche nicht fliegen, müssen wir hier noch das Vogelkameel, den Schiffer der Wüste: den Strauß erwähnen, der sogar durch seine innere Structur Analogieen mit dem Kameel darbietet. Mit seinem Ansatz von Flügel kann er sich nicht vom Boden erheben, aber er nimmt ihn beim Laufen zu Hülfe und erfreut sich dadurch einer außerordentlichen Geschwindigkeit; er ist sein Segel, mit dem er den trocknen Ocean Afrika's durchschifft.

Kehren wir zum Manchot, dem wahren Ausgangspunkt der ganzen Reihe, zurück, dessen wahrhaft stümperhafter Flügel weder als Segel dient noch beim Laufen hilft, sondern blos eine Andeutung, eine Art Erinnerung der Natur ist.

Mühsam geht die Natur bei zwei seltsamen Gestalten einen Schritt weiter, die einen ersten Versuch zu fliegen machen und uns grotesk und arrogant erscheinen. Der Manchot ist das nicht: als redliches und einfältiges Geschöpf hat er, wie man sieht, niemals den Ehrgeiz gehabt, zu fliegen. Aber nun kommen wir zu solchen, die sich emancipiren, die nach Putz zu streben oder die Anmuth der Bewegung zu suchen scheinen. Der Gorfu ist in seiner Art ein Manchot, der entschlossen ist, aus seinem Verhältniß herauszutreten, sich zu überheben, er trägt einen gefallsüchtigen Reiherbusch, der seine Häßlichkeit nur noch mehr hervorhebt. Der ungestalte Mönchstaucher, der das Zerrbild eines anderen Zerrbildes, des Papageien, zu sein scheint, ähnelt ihm durch seinen dicken, schlecht zugerichteten Schnabel, der aber weder schneidend ist noch Stärke hat. Ohne Schwanz und von schlechtem Gleichgewicht droht er stets durch die Schwere seines dicken Kopfes übergerissen zu werden. Aber nichts desto weniger wagt er zu flattern, auf die Gefahr hin, kopfüber zu fallen. Ganz dicht über der Erde schwebt er stolz und erregt vielleicht doch den Neid der Manchots und Robben. Mitunter strebt er sogar kühn ins Meer hinaus: aber diesem unseligen Schiffe droht bei dem geringsten Winde das Scheitern.

Und doch kann man es nicht leugnen, damit ist immer der erste Anflug genommen. Vögel von verschiedenen Arten bilden die gelungene Fortsetzung. Das sehr

reiche Geschlecht der Taucher verbindet die Segler mit den Schwimmern: manche haben sehr vollendete Flügel und machen kühnen und sicheren Fluges große Reisen, andre wieder haben die glänzende Feder des Manchot und springen und spielen tief im Meere; ihnen fehlen blos die Flossen und Kiemen, um Fische zu sein, sie alterniren und sind Herren des einen wie des anderen Elements.

Der Triumph des Flügels.

Der Fregattvogel.

Unterlassen wir es, alle Zwischengattungen aufzuzählen. Wir gehen zu dem weißen Vogel über, den ich dort oben in den Wolken sehe, den man überall erblicken kann, auf dem Wasser, auf dem Lande, auf den Klippen, die vom Wasser überflutet werden und die frei davon sind; ein Vogel, den man stets gern sieht, der zutraulich und gefräßig, ein kleiner Geier der See genannt werden kann. Ich meine jene Myriaden von Seemöven, deren Geschrei an jeder Küste widerhallt. Kann man sich freiere Wesen denken? Tag oder Nacht, Süd oder Nord, Meer oder Küste, todte oder lebendige Beute, Alles ist ihnen eins. Von Allem Gebrauch machend, überall zu Hause, führen sie unstät vom Wasser zum Himmel hinauf ihr weißes Segel; jeder neue Wind, der umschlägt, er ist für sie immer der günstige, der dahin führt, wo sie hinwollten.

Sie sind gar nichts anderes als die Luft, das Meer, Elemente, die sich Flügel angeschafft und nun fliegen. Sieht man ihr graues, mattes, kaltes Auge (das in unseren Museen schlecht nachgeahmt ist), so glaubt man das graue Meer zu sehen, das gleichgültige Meer des Nordens in seiner eisigen Unpersönlichkeit. Was sage ich? dies Wesen ist doch noch bewegter. Mitunter phosphorescirt es, und läßt sich etwas stärker aufregen. Der alte Vater Ocean

mit seinen hinterlistigen Tücken scheint hinter seinem blassen Antlitz mancherlei Gedanken in sich zu tragen. Aber seine Kinder, die Möven, scheinen fast noch weniger Thiere als er. Sie schweben, mit ihren starren Augen irgend eine Beute suchend, schaaren sich zusammen und beschleunigen in Familie die Zerstörung der großen Cadaver, welche für sie auf dem Meere schwimmen. Von Anblick nicht wild, belustigen sie mit ihren Spielen, der häufigen Erscheinung ihrer weißen Flügel, den Seefahrer, sprechen ihm von fernen Ländern, von den Küsten, die er verlassen hat oder die er sehen wird, von abwesenden oder zu erwartenden Freunden. Und sie dienen ihnen auch bei Annäherung der Stürme, die sie verkünden, vorhersagen. Häufig räth ihr ausgebreitetes Segel ihnen, das ihrige einzuziehen.

Denn man muß nicht glauben, daß wenn der Sturm gekommen, sie die Flügel senken. Im Gegentheil, sie reisen ab. Der Sturm ist ihre Erndtezeit; je schrecklicher das Meer ist, je weniger kann der Fisch sich diesen kühnen Fischern entziehen. In der Bai von Biscaya, wo die hohe See vom Nordwestwind über das Atlantische Meer gejagt, zu ungeheuren Höhen aufgeschichtet ankommt, mit furchtbaren Stößen sich an den Küsten bricht, arbeiten die munteren Möven ganz unerschüttert. „Ich sah sie, sagt Herr von Quatrefages, in der Luft tausendfache Kreise beschreiben, zwischen zwei Wogen hinabschießen und dann wieder mit einem Fische hervorkommen. Schneller mit dem Winde, langsamer, wenn sie ihm entgegenflogen, schwebten sie mit derselben Leichtigkeit, machten nicht einen Flügelschlag mehr als an den schönsten Tagen. Und doch stiegen die Wogen wie umgekehrte Kataraktein an der Böschung empor, so hoch wie der Thurm von Nôtredame,

der Schaum höher als der Montmartre. Sie schienen deshalb nicht im geringsten aufgeregter."

Der Mensch ist nicht so philosophisch, die Matrosen werden sehr unruhig, wenn bei sinkendem Tage plötzlich es auf dem Meere dunkel wird und sie eine kleine unheilvolle Gestalt, einen verhängnißvollen schwarzen Vogel um das Schiff herumfliegen sehen. Schwarz ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung, denn das Schwarze ist noch lustiger als diese dunkelbraune rauchige Farbe, die man nicht bestimmen kann. Es ist ein Schatten der Hölle, ein böser Traum, der auf den Wassern dahinschreitet, durch die Wogen hindurch und den Sturm mit Füßen tritt. Dieser Petral (auch St. Peter genannt), der Sturmvogel, ist das Grauen des Matrosen, der in ihm einen lebendigen Fluch zu sehen glaubt. Wo kommt er her, von wo ist er plötzlich heraufgestiegen in so unendlicher Entfernung vom Lande? Was will er? Was sucht er, wenn es nicht der Schiffbruch ist? Ungeduldig schwebt er hin und her, als suchte er sich schon die Leichen aus, die ihm sein Spießgesell, das hämische, tückische Meer, liefern soll.

Das sind die Phäntasieen der Furcht. Minder erschreckte Geister würden in dem armen Vogel ein anderes Schiff erblicken, einen unvorsichtigen Seefahrer, der auch fern von der Küste, ohne Schutz überrascht worden ist. Dies Schiff ist für ihn eine Insel, auf der er gern ausruhen möchte. Schon die Furche des Schiffes, das die Welle und den Wind durchschneidet, ist für ihn eine Zuflucht, ein Beistand gegen die Ermattung. Unaufhörlich bringt er mit beweglichem Fluge das Schiff als eine Schanze zwischen sich und den Sturm. Da er so schüchtern als kurzsichtig ist, so zeigt er sich erst, wenn es dunkel

wird. Es ergeht ihm wie uns, er fürchtet auch den Sturm, er will nicht gern umkommen, er sagt gleich euch Seeleuten: „Was wird aus meinen Kleinen daheim werden?"

Aber das düstere Wetter verzieht sich, es wird wieder hell; da seh' ich ein kleines blaues Stück vom Himmel in jener glücklichen, heiteren Region, welche über dem Wetter friedlich blieb. In diesem blauen Streifen schwebt königlich ein kleiner Vogel mit ungeheuren Flügeln in einer Höhe von zehntausend Fuß. Ist's eine Möve? Nein, sein Gefieder ist schwarz. Ein Adler? Nein, der Vogel ist im Vergleich mit ihm nur winzig.

Dieser kleine Adler der See, der Erste aller geflügelten Geschlechter, der verwegene Schiffer, der niemals sein Segel einzieht, der Fürst des Sturmes, der Verächter aller Gefahr, ist der Fregattvogel.

Wir haben jetzt den Endpunkt derjenigen Reihenfolge erreicht, welche wir mit dem Vogel ohne Flügel begannen. Hier haben wir einen Vogel, der Nichts als Flügel ist. Fast gar kein Körper, höchstens wie ein Hahn stark, dazu aber ein Paar wunderbare Flügel, die vierzehn Fuß breit werden. Das große Problem des Flügels ist mit diesem Thiere vollständig gelöst, ja mehr als das, denn das Fliegen scheint unnütz. Ein solcher Vogel, der von Natur durch eine derartige Struktur unterstützt wird, braucht sich nur tragen zu lassen. Kommt der Sturm, so steigt er in solche Höhen, daß er oberhalb der Wolken im heiteren Aether thront. Die poetische Metapher, die für jeden anderen Vogel unpassend ist, trifft bei ihm zu: er schläft auf dem Sturme.

Wenn er ernstlich mit seinen Flügeln rudern will, schwindet jede Entfernung. Er erwacht am Senegal und nimmt in Amerika seine Nachtmahlzeit ein.

Oder wenn er sich mehr Zeit lassen, unterwegs sich amüsiren will, er kann es; er setzt dann die Nacht hindurch seine Reise fort, immer sicher, sich ausruhen zu können, und zwar auf seinem großen unbeweglichen Flügel, den er blos über die Luft auszubreiten braucht, der allein die Anstrengung der Reise übernimmt, auf dem Winde, seinem Diener, der sich's angelegen sein läßt, ihn zu wiegen.

Hierzu kommt, daß dieses seltene Wesen noch den großen Vorzug besitzt, Nichts auf dieser Welt fürchten zu dürfen. Klein, aber stark, unerschrocken, trotzt er allen Tyrannen der Lüfte; er verachtet nöthigenfalls den weißen Falken und den Condor; diese schwerfälligen, großen Thiere würden kaum einen Ansatz genommen haben, wenn er schon fünf Meilen entfernt ist.

O, es ergreift uns ein Gefühl des Neides, wenn wir in dem glühenden Azur der Tropen, in unglaublichen Höhen, fast nicht wahrnehmbar wegen der Entfernung, im Triumphe den schwarzen Vogel daher ziehen sehen, stets einsam, allein am Himmel. Höchstens kreuzt etwas tiefer mit leichter Anmuth ein weißer Segler, der Spitzschwanz.

Warum nimmst du mich nicht auf deinen Flügel, König der Lüfte, du ohne Furcht, ohne Ermattung, Herr des Raums, dessen schneller Flug auch die Zeit aufhebt? Wer ist mehr als du erhaben über die kleinen Leiden aller Wesen?

Auffallend aber ist es, daß dieser Erste des geflügelten Königreiches, wenn man ihn näher betrachtet, nichts von der Heiterkeit im Ansehen hat, welche man bei so freiem Leben erwarten müßte. Sein Auge ist merkwürdig stechend, scheu, beweglich, unruhig. Seine rastlose Haltung hat etwas von dem Wesen einer armen Schiffswacht, die bei Todesstrafe die Unendlichkeit der Meere spähend

beobachten muß. Der Fregattvogel ist sichtlich stets auf's Fieberhafteste bestrebt, so weit als möglich zu sehen. Und wenn sein Gesicht ihm nicht mehr dienstbar ist, da steht sein Urtheil auf seinem schwarzen Antlitz geschrieben; die Natur hat ihn verdammt, er stirbt.

Näher betrachtet bemerkt man, daß er keine eigentlichen Füße hat. Wenigstens sind sie sehr kurz und handartig, so daß er weder mit ihnen gehen, noch sich damit auf etwas setzen kann. Mit furchtbarem Schnabel versehen, fehlen ihm die Klauen des Seeadlers. Ein falscher Adler und dem wirklichen an Verwegenheit wie im Fluge überlegen, hat er doch nicht dessen Kraft, dessen unbezwinglichen Fänge. Er hackt und tödtet; kann aber nicht das Getödtete fassen.

Daher sein unsicheres, vom Zufall abhängiges Leben, das Leben eines Corsaren mehr als eines Seefahrers; daher die permanent auf seinen Zügen liegende Frage: „Werde ich heut essen ... habe ich heut Abend etwas meinen Jungen mitzubringen?"

Der riesige herrliche Apparat seiner Flügel wird auf dem Lande ein Hinderniß, eine Gefahr für ihn. Er braucht, um sich in die Höhe zu schwingen, sehr viel Wind oder einen hochgelegenen Ort, ein Riff oder einen Felsen. Auf der flachen Düne, an niedrigen Klippen, wo der Fregattvogel mitunter anhält, ist er vertheidigungslos; wenn man ihn da überrascht, wie sehr er auch droht und um sich haut: kann man ihn mit dem Stocke todtschlagen.

Auf dem Meere sind seine großen Flügel bewunderungswürdig, wenn sie sich erheben, aber wenig dazu geeignet, dicht am Wasser hin zu schweben. Werden sie naß, können sie schwer werden und in's Wasser einsinken. Und dann wehe dem Vogel! Er gehört den Fischen, er nährt

dann die niedrigen Geschlechter, von denen er sich zu nähren gedachte: das Wild frißt den Jäger, der Häscher wird gefangen!

Und doch, was thun? Seine Nahrung befindet sich im Wasser. Er muß sich demselben stets nähern, immer wieder zurückkehren, über dies verhaßte, doch beutereiche Meer hinstreifen, das ihn einzuschlucken droht.

Daher hat ein so gut bewaffnetes, geflügeltes Wesen, allen anderen an Schärfe des Blicks, an Flugkraft, an Verwegenheit überlegen, doch nur ein ängstliches, ungewisses Dasein. Er würde vor Hunger sterben, wenn er es nicht verstände, sich einen Lieferanten zu verschaffen, dem er die Beute abtreibt. Seine, leider nicht sehr rühmliche Hülfsquelle besteht darin, daß er einen schweren und furchtsamen Vogel, den Tölpel, der ein vortrefflicher Fischer ist, angreift. Die Fregatte ist nicht stärker von Körper als er, verfolgt ihn aber, hackt ihm mit dem Schnabel den Kropf auf und nöthigt ihn, die Vorräthe wieder herauszugeben. Alles das geschieht in der Luft, und bevor der betreffende Fisch herabfällt, schnappt ihn der Räuber auf.

Wenn diese Hülfsquelle fehlt, schreckt er nicht davor zurück, Menschen anzugreifen. „Als wir zu Ascension landen wollten, sagt ein Reisender, wurden wir von Fregattvögeln überfallen. Einer wollte mir einen Fisch aus der Hand wegreißen, Andere umkreisten den Kessel, wo Fleisch gekocht wurde, um es zu rauben, und nahmen von den Matrosen, die umherstanden, nicht die geringste Notiz.“

Dampier sah kranke, alte oder verstümmelte Fregattvögel auf den Klippen, die ihr Invalidenhaus zu sein schienen, wie sie von den jungen Tölpeln Steuer erhoben und sich von deren Fischerei-Ertrag nährten. Aber in kräftigem, gesunden Zustande setzen sie sich nicht gern auf's

Land, sondern leben wie die Wolken, schwimmen mit ihren großen Flügeln unaufhörlich im weiten Luftmeer von einer Welt zur andern, den unendlichen Raum der Luft wie des Wassers mit dem unfehlbaren Blick nach Abenteuern durchspähend.

Der Erste der geflügelten Geschlechter ist derjenige, der sich nicht setzt; der Erste der Luftsegler derjenige, welcher kein Ziel hat. Denn Erde und Wasser sind ihm gleichmäßig untersagt. Er ist ein auf ewig Verbannter.

Man darf Niemanden beneiden. Keine Existenz hienieden ist wahrhaft frei, keine Laufbahn groß, kein Flug hoch genug, kein Flügel ausreichend. Auch den mächtigsten Schwingen haftet noch Sklaverei an. Anderer Flügel bedarf es, welche die Seele erhofft: zu schweben

„Hoch über allem Leben,
Hindurch durch allen Tod!“

Die Ufer.

Verfall einiger Geschlechter.

Manchmal an Tagen der Traurigkeit habe ich ein Wesen beobachtet, das noch trauriger schien, ein wahres Symbol der Schwermuth: es war der Träumer der Sümpfe, der beschauliche Vogel, der zu allen Jahreszeiten vor dem grauen Gewässer allein stehend zugleich mit seinem Bilde seine melancholischen Gedanken in ihren Spiegel zu versenken scheint.

Sein edler schwarzer Helmbusch, sein perlgrau Kleid, diese königliche Halbtrauer, contrastirt mit seinem schwächlichen Körper und seiner durchsichtigen Magerkeit. Wenn er fliegt, sieht man von dem armen Tropf nur die beiden Flügel; sobald er nur in einiger Höhe ist, kann von dem Körper keine Rede mehr sein, er wird unsichtbar. Als wahrhaft luftiges Thier hat der Reiher zur Stütze seines leichten Körpers an einem Fuß genug, übergenug; er zieht den anderen ein; fast immer hebt sich so seine hinkende Silhouette wie eine seltsame Hieroglyphe am Horizonte ab.

Wer mit der Geschichte, mit dem Studium gefallener Geschlechter und Reiche sein Leben zugebracht, ist versucht, in diesem Vogel das Bild des Verfalls zu sehen. Man müßte sehr irren, oder er ist ein heruntergekommener vor=

nehmer Herr, ein entsetzter König. Kein Wesen kann von Hause aus in so erbärmlichem Zustande aus den Händen der Natur hervorgehen. Ich unternahm es daher, den Träumer zu befragen und sagte aus der Entfernung Folgendes zu ihm, der mit seinem feinen Ohr Alles genau verstand: „Fischender Freund, möchtest du wohl (natürlich ohne deine Station zu verlassen) mir sagen, warum, immer traurig, du es heut in höherem Grade bist? Hat es dir an Beute gefehlt? Hat der zu winzige Fisch deinen Blick betrogen? Spottet der höhnische Frosch unten im Grunde des Wassers deiner?"

— Nein, nicht Fische, nicht Frösche spotten des Reihers ... Aber der Reiher muß sein selber spotten, sich verachten, wenn er daran denkt, was sein edles Geschlecht und was der Vogel der Vorzeit einst war.

„Was mir den Sinn bewegt, willst du wissen? Frage den Häuptling der Cherokesen oder der Jowais, warum er den ganzen Tag das Haupt auf den Arm gestützt auf den Baum ihm gegenüber starrt nach einem Gegenstande, der nicht da ist.

„Die Erde war unser Reich, das Königreich der Wasservögel in jenen glückseligen Zeiten, der Jugend der Erde, wo sie noch kaum aus dem Wasser hervor sah. Es waren Zeiten des Kampfes, der Mühen, aber einer reichlichen Existenz. Da war kein Reiher zu sehen, der nicht leicht seine Nahrung verdiente. Nicht der Jäger brauchte zu harren und zu verfolgen, die Beute kam ihm nach, sie zischte und quakte allüberall. Millionen Wesen von unentschiedener Natur, Vogelkröten, geflügelte Fische verheerten die ungenau geschiedenen Grenzen der beiden Elemente. Was würde aus euch, ihr schwachen Letztgeborenen der Erde, zu jener Zeit geworden sein? Der Vogel be-

reitete die Erde erst für euch vor. Riesenkämpfe fanden Statt gegen die furchtbaren Ungeheuer, die Söhne des Schlammes; der Sohn der Luft, der Vogel, hatte noch riesige Gestalt. Wenn eure undankbare Geschichtsschreibung von alle dem keine Spur enthält, so erzählt es das große Geschichtsbuch Gottes tief unten im Schacht der Erde, wo die Besiegten wie die Sieger begraben liegen, die von uns vernichteten Ungeheuer neben dem, der sie getödtet.

„Eure lügnerischen Phantasien fabeln von einem menschlichen Hercules. Was hätte ihm seine Keule gegen den Plesiosaurus genützt? Welches wäre sein Schicksal diesem Leviathan gegenüber gewesen. Es bedurfte dazu des Fluges, der starken Schwingen, die unerschrocken aus höchster Höhe den Hercules-Vogel, die Epiornis, niederfahren, wieder aufsteigen, wieder herabstürzen ließen; ihn den Adler von zwanzig Fuß Höhe und fünfzig Fuß Flügelbreite, den unnahbaren Jäger, der dreier Elemente, des Wassers, der Luft, des tiefen Schlammes Meister, den Drachen, rastlos verfolgte.

„Der Mensch wäre hundert Mal zu Grunde gegangen. Erst durch uns, auf der durch uns pacificirten Erde wurde die Existenz des Menschen möglich. Aber wer will sich darüber wundern, daß jene furchtbaren Kriege, die tausende von Jahren dauerten, die Sieger entkräftet, den geflügelten Hercules müde, aus ihm einen schwachen Perseus gemacht haben, eine blasse verwischte Erinnerung aus unserer Heldenzeit.

„An Gestalt, Kraft, wenn nicht an Muth, sind wir schwächer geworden, durch den Sieg selbst zum Hunger gebracht, da die schädlichen Thiere ausgerottet worden und vermöge der strengeren Scheidung der Elemente

unsere Beute tief im Wasser sich verborgen halten kann. Und auf der Erde, in unseren Forsten und Sümpfen wurden wir nun selber von dem neuen Ankömmling verfolgt, der ohne uns nicht einmal hätte entstehen können. Die Bosheit des im Walde lebenden Menschen und seine Geschicklichkeit wurde verhängnißvoll für unsere Nester. Auf feige Weise vergriff er sich in den dichten Zweigen, welche das Fliegen unmöglich machen und den Kampf hindern, an den unsrigen. Ein neuer, aber minder günstiger Krieg, als der der Pygmäen mit den Kranichen! Die hohe Intelligenz der Kraniche, ihre militärische Taktik haben ihren Feind, den Menschen, nicht verhindert, durch tausend verwünschte Künste den Vortheil zu gewinnen. Das Wetter, die Erde und die Natur kamen ihm zu Hülfe, der Erdball trocknete immer mehr aus, der Sümpfe wurden immer weniger und so die unentschiedene Region, in der wir herrschten, fortgeschafft. Es wird uns mit der Zeit gehen wie dem Biber. Mehrere Geschlechter werden untergehen, vielleicht noch ein Jahrhundert und der Reiher hat zu existiren aufgehört!" —

Die Sache ist nur zu wahr. Mit Ausnahme der Gattungen, die entschlossen genug gewesen sind, dem Leben auf dem Lande zu entsagen und sich ganz und gar dem flüchtigen Element hingegeben haben: mit Ausnahme der Taucher, des Kormoran, des weißen Pelikans und einiger anderer, scheinen die Geschlechter der Wasservögel im Verfall. Angst und Mäßigkeit erhalten sie bis jetzt noch. Der Pelikan hat zu diesem Zweck ein ganz besonderes Organ empfangen; unter seinem breiten Schnabel hat er ein bewegliches Reservoir als lebendiges Zeichen von Sparsamkeit und voraussehender Fürsorge.

Mehrere fristen als kundige Reisende, indem sie mit

ihrem Aufenthalt abwechseln, sich das Leben, z. B. die Schwäne. Aber selbst der Schwan, der nicht gegessen, und vom Menschen wegen seiner Schönheit und Anmuth geschont wird; der einst in Italien so häufig war, von dem Virgil so oft spricht, ist nun selten in diesem Lande. Vergebens kann man jetzt die weißen Flotten suchen, die mit ihren Segeln die Gewässer des Mincio, die Sümpfe von Mantua befuhren, die den Phaëton mit seinen Schwestern beweinten oder mit erhabenem Fluge und harmonischem Gesange den Namen des Varus zu den Sternen trugen.

Ist dieser Gesang, von dem das ganze Alterthum spricht, eine Fabel? Waren die Organe zum Singen, die man beim Schwane außerordentlich ausgebildet findet, von jeher müssig? Oder wurden sie, als dieser Vogel noch einer wärmeren Temperatur sich erfreute, als er den schönsten Theil des Jahres in den milden Klimaten Griechenlands und Italiens zubrachte, doch von ihm zum Singen benutzt? Man möchte versucht sein, es zu glauben. Der Schwan, der sich ganz nach dem Norden zurückgezogen, wo seine Liebe Geheimniß und Sicherheit findet, hat seinen Gesang geopfert, barbarische Laute angenommen oder ward ganz stumm. Die Muse ist todt, aber der Vogel ist leben geblieben.

Der gesellige, disciplinirte, mit Taktik und List begabte Kranich, der höchste Typus von Intelligenz bei diesen Geschlechtern, müßte, wie es scheint, überall fortkommen und sein altes Reich aufrecht zu erhalten im Stande sein. Nichtsdestoweniger hat er schon zwei seiner Provinzen verloren: Frankreich, das ihn nur auf dem Durchzuge sieht, und England, wo er jetzt nur noch selten seine Eier zu legen wagt.

Der Reiher war zu Aristoteles Zeiten voller Betriebsamkeit und Klugheit. Das Alterthum befragte ihn über gutes Wetter, Sturm, wie einen der angesehensten Augurn. Im Mittelalter zurückgekommen, aber immer noch im Besitze seiner Schönheit, seines himmelanstrebenden Fluges, war er lange noch ein Fürst, ein feudaler Vogel; die Könige sahen in ihm ein Königswild, das Ziel des adligen Falken. Aber so gern jagte man ihn, daß er unter Franz dem Ersten selten wurde; dieser König gab ihm in seiner Nähe Quartier und richtete in Fontainebleau Reiherstände ein. Zwei oder drei Jahrhunderte vergehen und Büffon glaubt noch: „daß es wohl kaum eine Provinz gebe, wo nicht Reiherstände existiren." In unseren Tagen kennt Toussenel in Frankreich, wenistens im Norden, nur einen einzigen: in der Champagne; zwischen Reims und Epernay bietet ein Wald das letzte Asyl, wo der arme Einsiedler noch seine Liebe verbergen mag.

Einsiedler! darin liegt sein Todesurtheil. Weniger gesellig als der Kranich, nicht so zutraulich wie der Storch, scheint er selbst gegen die Seinigen, gegen die, welche er liebt, leuteschеu zu sein. Die kurze und seltene Liebeslust entreißt ihn kaum einen Tag lang seiner Melancholie. Er hängt wenig am Leben. Gefangen weigert er sich häufig, Nahrung anzunehmen und sein Leben erlischt ohne Klage, ohne Bedauern.

Die Wasservögel sind Geschöpfe von großer Erfahrung, meist voller Ueberlegung und Gelehrte in beiden Elementen; sie waren zu ihren besten Zeiten vielen anderen weit voraus. Sie hätten Schonung vom Menschen verlangen dürfen. Der gesellige Instinkt der Kraniche, ihr seltener, possenhafter Sinn machte sie liebenswürdig

und unterhaltend. Die Jovialität des Pelikans und sein spaßhafter Humor, die Zärtlichkeit und Anhänglichkeit der Gans, die Güte der Störche, ihre Pietät gegen die alten Eltern, welche so viele Zeugen bestätigen, bildeten zwischen dieser Thierwelt und uns so viele sympathische Bande, die der menschliche Leichtsinn nicht hätte zerreißen sollen.

Die Reiherstände Amerika's.

In Amerika ist der Verfall des Reihers minder merklich. Er ist dort weniger der Verfolgung ausgesetzt, die Einsamkeit dehnt sich auf größere Strecken aus. Er findet dort noch auf den geliebten Sümpfen düstere, fast undurchdringliche Waldungen. In diesem Dunkel wird er geselliger, zehn bis fünfzehn Familien siedeln sich zusammen an oder wohnen in geringer Entfernung von einander. Das tiefe Dunkel unter den gewaltigen Cedern, die über dem Sumpfwasser stehen, giebt ihm das Gefühl der Sicherheit und erfreut ihn. Nach dem Gipfel der Bäume zu, bauen sie mit querübergelegten Stäben, auf welche sie kleine Zweige legen, ein breites Dach; das ist die Familienwohnung, der Schirm ihrer Liebeswerke; hier wird in Ruhe gebrütet, das Junge kommt aus, erhält hier Unterricht im Fliegen und väterliche Lehre im Fischfang. Sie haben kaum zu fürchten, daß der Mensch sie hier überrasche. Sie befinden sich unweit des Meeres, besonders in den beiden Carolina's, in tief gelegenem, schlammigem Terrain, dem Lieblingsaufenthalte der gelben Fieber. Mancher dieser Sümpfe, ehemals ein Arm des Meeres oder eines Flusses, dehnt sich bei einer

Breite von einer Meile bis auf sechs bis sieben Meilen Länge aus. Der Eingang ist nicht sehr einladend; man sieht eine Front von Baumstämmen, die gradstehend bis oben ohne Zweige sind; in einer Höhe von fünfzig bis sechszig Fuß breiten sie ihre Kronen von dunkelem Grün so aus, daß unten auf dem Wasser eine ewige Dämmerung herrscht. Aber was ist das für ein Wasser! Eine Gährung von Blättern und Ueberresten, wo eine Lage faules Holz über der anderen liegt und drüberhin eine schmutzig-gelbe Flüssigkeit, die mit grünem, schäumenden Schleim überzogen ist. Tritt man näher, so zeigt sich, was festes Land erschien, als ein Sumpf, in den man versinkt. Bei jedem Schritte widersetzt sich ein Lorbeerbaum, dessen Zweige man mühselig bei Seite drücken muß, um dahinter mit immer neuen Lorbeerbäumen und Baumstumpfen zu kämpfen. Selten dringt ein Lichtstrahl durch die Dunkelheit, und in diesen abscheulichen Regionen herrscht das Schweigen des Todes. Mit Ausnahme des schwermüthigen Geschrei's zweier oder dreier kleinen Vögel, die sich bisweilen hören lassen, oder des heiseren Rufes des Reihers ist alles stumm und öde; aber wenn der Wind oben die Kronen der Bäume zu schütteln beginnt, dann seufzt und klagt der traurige Reiher; der ganze Wald heult, schreit, tobt, ahmt das Geschrei eines ganzen Heeres von Raubthieren, Wölfen, Bären auf das Täuschendste nach.

Wie groß also mußte nicht die Verwunderung der hier so sicher angesiedelten Reiher sein, als im Jahre 1805 sie unter ihren Cedern mitten im Sumpfe, einen seltenen Anblick, einen Menschen umherwaten sahen. Ein Einziger war nur im Stande, sie da zu besuchen: der geduldige, unermüdliche Reisende, der ebenso muthige als fried-

liebende Freund und Bewunderer der Vögel, Alexander Wilson.

Hätte das Volk der Vögel den Charakter des unerwarteten Besuchers gekannt, so würden sie ihm wahrscheinlich entgegengekommen sein und ihm mit Geschrei und Flügelschlagen Freundesgruß und brüderliche Huldigung entgegengetragen haben.

In jenen schrecklichen Jahren, wo der Mensch gegen den Menschen die größeste Vertilgungswuth die je gesehen worden, zeigte, lebte in Schottland ein Mann des Friedens. Als armer in Glasgow ansässiger Leineweber schwärmte er in seiner feuchten, finstern Stube für die Natur, die Unendlichkeit der freien Wälder und besonders für die gefiederten Geschöpfe. Bei seiner sitzenden Lebensweise sog er eine schwärmerische Liebe für den freien Vogelflug, für das Licht des Himmels ein. Wenn er keine Flügel annahm, geschah es nur, weil diese Gabe uns armen Menschenkindern hier auf dieser Welt noch vorenthalten ist.

Zuerst hatte er seine Liebe zu den Vögeln zu befriedigen gesucht, indem er Bücher durchblätterte, deren Kupferstiche sie darzustellen und abzubilden versuchten Es waren aber nur schwerfällige, ungeschickte Carricaturen, welche eine lächerliche Idee von der Form gaben, die Bewegung aber schon gar nicht andeuten konnten. Was ist nun der Vogel ohne seine Anmuth und seine Bewegung? Wilson konnte daran kein Genüge finden. Er faßte einen schnellen Entschluß: trennte sich von seinem Gewerbe und von seinem Vaterlande. Ein neuer Robinson Crusoe wollte er, freiwillig schiffbrüchig, sich in die Einöden Amerika's verbannen; dort selbst sehen, beobachten, beschreiben, zeichnen. Da fiel es ihm aber erst bei, daß er weder zeichnen, noch malen, noch schreiben konnte. Und nun lernte di eser feste,

geduldige Mann, den nichts von seinem Ziele ablenken konnte, dies Alles, und zwar sehr schnell und sehr gut. Als unendlich genauer Künstler mit leichter und sicherer Hand schien er unter seiner Lehrerin und Mutter, der Natur, weniger zu lernen, als sich blos des Vergessenen wieder zu erinnern.

So ausgerüstet begiebt er sich in die Einöde, in die Wälder, in die ungesunden Savanen, befreundet sich mit den Büffeln, wird Genosse der Bären und ißt wilde Früchte unter dem Dache seiner prächtigen Wohnung, dem Himmelszelte. Wo er Aussicht hat, einen seltenen Vogel zu sehen, bleibt er, schlägt sein Lager auf und ist gleich zu Hause. Eile hat er nicht. Er besitzt kein Haus, das ihn zur Heimkehr mahnt, weder Frau noch Kind erwarten ihn. Seine Familie ist die große Natur, welche er beobachtet und beschreibt. Freunde hat er auch, es sind Geschöpfe, die noch nicht dem Menschen mißtrauen, die über ihm auf dem Zweig sitzen und mit ihm plaudern.

Und wohl habt ihr Recht, ihr Vögel, ihr besitzt an ihm einen sehr treuen Freund, der euch noch mehr andere erwerben, und euch zum Verständniß bringen wird, da er selbst von Sinn und Herzen Euresgleichen gewesen. Vielleicht wird eines Tages ein Reisender, der in eure Einöden dringt und diesen oder jenen von euch fliegen und in der Sonne glänzen sieht, versucht sein, ihn zu fangen oder zu tödten, und Wilson wird ihm dabei einfallen. Soll er den Freund Wilsons erschießen? Wenn ihm dieser Mann in Erinnerung kommt, wird er sein Gewehr sinken lassen.

Ich sehe im Uebrigen auch nicht ein, warum man diese Mörderei von Vögeln bis in's Unendliche fortsetzen will, wenigstens könnte man sie in Bezug auf die Gattungen unterlassen, welche wir in unseren Museen besitzen

und in den gemalten Museen Wilson's und Audubons, seines bewunderungswürdigen Schülers, dessen herrliches Buch sowohl die Familie wie das Ei, das Nest, den Wald, selbst die Landschaft darstellt und ein Wettstreit mit der Natur ist.

Diese großen Beobachter haben etwas, das sie von allen andern unterscheidet. Ihr Gefühl ist so fein, so genau, daß keine Allgemeinheit ihnen genügen kann; sie beobachten die einzelnen Individuen. Gott kümmert sich gewiß nicht um unsere Classificationen: er schafft dies oder jenes Wesen, und läßt sich dabei nicht auf die imaginären Linien ein, durch welche wir die Geschlechter und Gattungen trennen. Ebenso kennt Wilson die Vögel nicht im Allgemeinen, sondern nur das Individuum, in solchem Alter, mit solchen Federn, unter solchen Verhältnissen. Er kennt es, hat es gesehen, wieder gesehen und er wird uns sagen, was es macht, was es frißt, wie es sich gebehrdet, und dies oder jenes Abenteuer, jene Anekdote aus seinem Leben erzählen. „Ich habe einen Grünspecht gekannt, sah oft einen Baltimore.“ Wenn er so spricht, können wir uns ihm ganz anvertrauen, er war mit dem Vogel in fortgesetzter Beziehung, stand in freundschaftlichem, verwandtschaftlichen Verhältnisse zu ihm. Wollte der Himmel, wir kennten den Menschen, mit dem wir zu thun haben, so genau, als er den Vogel Qua oder den Reiher der Carolinen!

Es läßt sich denken und leicht errathen, daß dieser Vogelmensch, als er zurückkehrte, Niemand fand, der ihn hören wollte. Seine ganz neue Originalität, die unerhörte Genauigkeit, seine unerreicht dastehende Fähigkeit, zu individualisiren (das einzige Mittel, das lebende Wesen nachzuschaffen) war gerade seinem Erfolge hinderlich.

Weder die Buchhändler noch das Publikum wollten was anderes, als die edlen, vornehmen und unbestimmten Allgemeinheiten, getreu der Vorschrift des Grafen Büffon: „Generalisiren heißt veredeln, man nehme daher stets den allgemeinen Begriff.“

Es bedurfte der Zeit und nach dem Tode dieses reichen Geistes der Nachfolge eines ähnlichen Genie's, des pünktlichen, ausdauernden Audubon, dessen colossales Werk das Staunen und Interesse des Publikums erregt und bewiesen hat, daß die wahre und lebendige Darstellung der Individualität edler und großartiger ist, als die gezwungenen Werke der Kunst und des Generalisirens.

Die Seelengüte des braven Wilson, die so jämmerlich verkannt wurde, kommt in der Vorrede seines Werkes so recht zum Vorschein. Mancher findet sie vielleicht kindisch, aber kein unschuldiges Gemüth wird sich der Rührung bei seinen nachfolgenden Worten erwehren können.

„Auf Besuch bei einem Freunde, traf ich daselbst dessen acht- oder neunjährigen Sohn, der in der Stadt erzogen wurde, aber jetzt auf dem Lande war und eben bei einem Spaziergang auf den Feldern einen schönen Strauß von Feldblumen aller Art gepflückt hatte. Mit hoher Freude bot er ihn seiner Mutter an und sagte: „Sieh nur, liebe Mutter, was für schöne Blumen ich ge„pflückt . . . O, ich kann noch mehr pflücken, die draußen „im Wald stehen, und noch viel schönere! Nicht wahr, „Mama, ich soll dir noch mehr bringen?“ Sie nahm zärtlich lächelnd den Strauß, bewunderte schweigend diese einfache rührende Schönheit der Felder und sagte dann: „Ja, mein Sohn.“ Auf den Flügeln des Glückes eilte der Knabe wieder fort.

„Ich fand mich selbst in jenem Kinde wieder und

wurde überrascht von der Aehnlichkeit. Wenn mein Geburtsland die Proben, welche ich ihm bescheiden darbiete, mit anmuthiger Nachsicht aufnimmt; wenn es den Wunsch ausdrückt, daß ich ihm noch mehr bringen soll, dann ist mein höchster Ehrgeiz befriedigt. Denn wie mein kleiner Freund sagt: die Wälder sind voll davon und ich kann noch mehr pflücken und schönere.“ (Philadelphia 1808.)

Der Kampf der Vögel

in den Tropengegenden.

Eine Dame aus unserer Verwandtschaft, die in Louisiana lebt, säugte ihr junges Kind. Jede Nacht wurde ihr Schlaf unruhig durch eine seltsame Empfindung als ob ein kaltes schlüpfriges Ding ihr die Milch aus der Brust gesogen habe. Einmal hatte sie dasselbe Gefühl, war aber wach dabei; sie springt aus dem Bett, ruft, man bringt Licht, sucht, wendet die Betten um und findet den ekelhaften Säugling in einer Schlange von ansehnlicher Größe, die zu einem gefährlichen Geschlechte gehörte. Vor Ekel, den die Dame dabei empfand, verlor sie sogleich die Milch.

Levaillant erzählt, daß, als er am Vorgebirge der guten Hoffnung in einer Gesellschaft sich befand, mitten in der friedlichsten Unterhaltung die Dame des Hauses bleich wurde und einen fürchterlichen Schrei ausstieß. Eine Schlange kroch ihr von den Füßen herauf und zwar eine von denen, auf deren Biß der Tod in zwei Minuten folgt. Man hatte große Mühe, sie zu tödten.

In Westindien nimmt einer unserer Soldaten seinen Tornister, den er abgelegt, wieder, und findet dahinter die gefährliche schwarze Schlange, die giftigste von allen. Er wollte sie mit dem Säbel tödten, aber ein gutmüthiger Indianer tritt dazwischen, erlangt ihre Begnadigung und

nimmt die Schlange auf. Gebissen, stirbt er gleich zur Stelle.

Derartig sind die Schrecken der Natur in diesen furchtbaren Klimaten. Aber die Reptilien, die jetzt seltener geworden, sind noch nicht die größte dortige Plage. Aller Orten, unaufhörlich wird man von Insekten gepeinigt. Sie sind überall, in Allem, haben die verschiedensten Wege, zu uns zu gelangen. Es geht, schwimmt, kriecht, fliegt; es ist ein Bestandtheil der Luft, man athmet es ein. Unsichtbar, macht es sich erst durch die schmerzhaftesten Stiche bemerklich. Kürzlich öffnet in einem Hafen Frankreichs ein Archivbeamter einen Carton mit Papieren aus den Colonieen, der schon vor geraumer Zeit angekommen war. Eine Fliege kommt sogleich wie rasend heraus, verfolgt ihn, sticht ihn und nach zwei Tagen war er todt.

Die abgehärtetsten Menschen, die Bucanier und Flibustier, sagten, daß sie von allen Gefahren und allen Schmerzen die von Insektenstichen am meisten fürchteten.

Häufig unfaßbar, unsichtbar, unwiderstehlich, sind sie die Vernichtung selbst in unbestimmbarer Form. Was soll man ihnen entgegenstellen, wenn sie in feindlicher Absicht und in Schaaren kommen? Auf Barbados beobachtete man eine ungeheure Armee von großen Ameisen, die aus unbekannten Ursachen in geschlossenen Colonnen alle in derselben Richtung auf die menschlichen Wohnungen losrückten. Wollte man versuchen, sie zu tödten, das wäre vergebliche Mühe gewesen; man wußte aber auch kein Mittel, sie aufzuhalten. Endlich verfiel man darauf, quer über ihren Weg Streifen von Schießpulver zu streuen, das man nachher anzündete. Diese kleinen Vulkane flöß-

ten ihnen Furcht ein und der Strom nahm allmählig eine seitliche Richtung. —

Kein Arsenal des Mittelalters mit den seltsamsten Waffen, deren man sich früher bediente; keine Werkstatt eines chirurgischen Instrumentenmachers mit den tausend erschreckenden Werkzeugen der modernen Kunst, kann sich mit den ungeheuerlichen Waffen der tropischen Insekten vergleichen; Zangen, Scheeren, Zähne, Sägen, Rüssel, Bohrer, alle möglichen Werkzeuge der Folter des Todes, der Zerstückelung, mit denen sie kriegsmäßig bewaffnet gehen und ihre Arbeit durch Stechen, Schneiden, Zerreißen, Schaben mit eben so großer Geschicklichkeit und Gewandtheit als rasender Wuth vollbringen.

Die größten Arbeiten gehen nicht über die Kräfte dieser fürchterlichen Legionen. Man gebe ihnen ein Linienschiff, ja eine ganze Stadt zum Zerstören, sie übernehmen es mit Freuden. Im Verlauf der Zeiten haben sie unter der Stadt Valencia bei Caraccas Schluchten und Katakomben gegraben, so daß die Stadt jetzt vollständig unterminirt ist. Einige Exemplare von diesen Zerstörern sind unglücklicherweise nach Rochelle eingeschleppt worden und haben sich dort gleich an's Werk gemacht; mehr als ein Haus schwankt dort schon auf Balken, die nur noch den äußeren Anschein von solchen haben, aber innen ausgehöhlt sind.

Was soll ein Mensch anfangen, den man den Insekten überliefert? Es ist ein furchtbarer Gedanke. Ein Trunkener fiel in eine Aasgrube; die Insekten, zwischen Tod und Leben keinen Unterschied machend, fielen gleich über ihn her, nahmen von ihm Besitz, krochen in alle Höhlungen seines Körpers hinein und füllten sie aus.

Es gab kein Mittel, ihn zu retten, er starb unter den furchtbarsten Zuckungen.

In den glühenden Zonen, wo die schnelle Zersetzung jeden Leichnam gefährlich macht, wo jeder Todte die Lebenden bedroht, vermehren sich diese Beschleuniger des Verschwindens der Wesen bis in's Unendliche. Kaum liegt ein Körper todt da, so wird er angegriffen, gepackt, desorganisirt, secirt. Es bleiben kaum die Knochen übrig. Die Natur, welche durch ihre eigene Fruchtbarkeit gefährdet ist, ruft sie zu Hülfe, reizt sie an, stachelt sie durch Wärme, durch den Ueberreiz einer Welt von Gewürzen und scharfen Bestandtheilen zu ihrem Werke an. Sie macht sie zu wüthenden Jägern, unersättlichen Schlingern. Der Tiger und der Löwe sind im Vergleiche mit dem Geier noch sanfte, gemäßigte, mäßige Wesen. Aber was ist ein Geier gegen ein solches Insekt, das in vier und zwanzig Stunden das Dreifache seines ganzen Gewichtes frißt.

Die Griechen stellten die Natur unter dem edlen, aber kalten Bilde der Cybele dar, deren Wagen von zwei Löwen gezogen wird. Der Indische Gott Siwa, der Gott des Lebens und des Todes, blinzelt fortwährend mit dem Auge, blickt niemals fest wohin, weil er sonst mit einem seiner Blicke das Weltall in Brand setzen würde. Schwache Phantasien der Menschen, gegenüber der Wirklichkeit! Was sind diese menschlichen Fiktionen dem Heerde gegenüber, wo atomweis und secundenweise das Leben stirbt, wieder erzeugt wird, strahlt, Funken sprüht?... Wer kann in dies blitzende Sprühen hineinsehen, ohne daß ihm graut und schwindelt?

Das Zaudern des Reisenden ist sehr berechtigt beim Eintritt in diese furchtbaren Waldungen, wo die tropische

Natur, häufig unter den reizendsten Formen, die erbittertsten Kämpfe vor sich gehen läßt. Er hat Grund zu zaudern, denn man weiß, daß es als eins der besten Vertheidigungssysteme der spanischen Festungen angesehen wird, eine Waldung von Cactus rings herum anzupflanzen, die sehr bald mit Schlangen durch und durch bevölkert ist. Man nimmt dort sehr häufig einen starken Moschusgeruch wahr, der unschmackhaft, unheimlich ist. Er deutet uns an, daß wir auf einem Boden gehen, der nur Leichenstaub ist, auf Ueberresten von Thieren, welche diesen Geruch haben, Bisamkatzen, Krokodille, Geier, Nattern und Klapperschlangen.

Die Gefahr ist in diesen Urwäldern vielleicht noch größer, wo Alles von Leben spricht, wo immerwährend der Schmelztiegel der Natur im Sieden ist.

Hier und dort verdichtet sich das Dunkel durch ein dreifaches Dach; erstens der Riesenbäume, dann durch die Verschlingungen der Lianen, und endlich die Wölbungen dreißig Fuß hoher Kräuter mit breiten, herrlichen Blättern. An Stellen stehen diese Kräuter in dem alten Urschlamm, während hundert Fuß höher über der dunklen Blätternacht die stolzen mächtigen Blüthen sich im Glanze der Sonne spiegeln.

In den Lichtungen, den wenigen Durchgängen, wo der Sonnenstrahl bis zum Boden fällt, da giebt es ein Schwirren, ein ewiges Summen von Scarabäen, Schmetterlingen, Fliegenschneppern, Kolibri's, bewegliche, lebende Edelsteine, die fortwährend hin und her schimmern. In der Nacht ist der Anblick noch wunderlicher; da beginnt die feenhafte Illumination der Glühwürmer, die zu Millionenmal Millionen phantastische Arabesken, erschreckende Lichtfiguren, eine wahre Zauberformel von Feuer bilden.

Bei allem diesen Ganze plätschert unten im Schlamme ein niedriges Volk, eine schmutzige Welt von Kaimans, Wasserschlangen und dergleichen. An den Stämmen der ungeheuren Bäume ranken die mährchenhaften Orchideen, die Lieblinge des Fiebers, die Kinder der verpesteten Luft, wie seltsame vegetabilische Schmetterlinge empor und scheinen zu fliegen. In dieser mörderischen Einsamkeit erquicken und baden sie sich in den fauligen Miasmen, trinken den Tod, der ihr Leben ist, und versinnbilden in der Launenhaftigkeit ihrer verwegenen Farbenspiele die Trunkenheit der Natur.

Aber wehe dem Menschen, der der Schwäche hier nachgiebt und sich den schwergewordenen Kopf von diesem Zauber einnehmen läßt! Auf, auf, in hundert Gestalten umgiebt dich hier die Gefahr! Das gelbe Fieber lauert unter diesen Blumen und der schreckliche Vomito nero; zu deinen Füßen schleppen sich die Reptilien hin. Giebst du der Müdigkeit nach, so nimmt eine schweigsame Armee von unerbittlichen Anatomen dich in Besitz und macht mit Millionen Lancetten aus deinem Körper, ein bewunderungswürdiges Gewebe, eine Gaze, einen Hauch, ein Nichts.

Dieser Welt des Todes, dem heißhungrigen, räuberischen Leben, was stellt Gott ihm entgegen, um uns zu beruhigen? Eine andere nicht minder gierige, nach Lebensraub hungernde Rotte, die aber für den Menschen minder gefährlich ist. Ich sehe den Vogel und athme wieder auf.

Wie? Ihr seid es, lebende Blumen, geflügelte Topase und Saphire, ihr sollt unsere Rettung sein? Eure befreiende Jagdlust gegen die übermäßige Fruchtbarkeit schädlicher Thiere gerichtet, macht den Zutritt in

dieser Gegend gefährlichen Zaubers allein möglich. Wenn ihr nicht wäret, müßte die geheimnißvolle gährende Arbeit der eifersüchtigen Natur unbeobachtet vor sich gehen. Wer bin ich hier? Wie sollte ich mich vertheidigen? Welche Macht wäre stark genug, um hier zu widerstehen? Der Elephant, das vorweltliche Mammuth würde hier hülflos unter Millionen tödtlicher Stacheln untergehen. Wer vermag ihnen allein zu trotzen? Ist es der Condor, der Adler? Nein, ein mächtigeres, unerschrockeneres Volk: die Fliegenschnepper.

Die Vogelfliegen und Kolibri's, ihre Brüder von allen Farben, leben ungestraft in diesen glänzenden Gegenden, wo Alles Gefahr droht: die giftigen Insekten wie die verhängnißvollen Pflanzen, deren Schatten allein schon Tod bringt. Einer von ihnen, grün und blau, mit einer hübschen Haube, hängt sein Nest auf den Antillen gerade an den Zweigen desselben Baumes auf, welcher der Schrecken aller Wesen ist, das Gespenst, dessen Anblick allein schon das Blut starren macht: am Manzanillenapfelbaum.

Ja, o Wunder, es giebt sogar einen Papageien, der verwegen genug ist, die Früchte des schrecklichen Baumes zu ernten; er nährt sich davon, nimmt ihre Livree an und scheint das düstere Grün, den giftigen, metallischen Glanz seiner triumphirenden Flügel aus ihnen herzunehmen.

Das Leben ist bei diesen gefiederten Flammen, dem Kolibri und seinen Genossen, so heiß, so intensiv, daß sie allen Giften Trotz bieten. Ihr Flügelschlag ist so schnell, daß das Auge ihn nicht gewahr wird; immer scheinen sie unbeweglich, ohne Thätigkeit. Ein: Hurr, Hurr lassen sie fortwährend erschallen, wenn sie nicht ge-

senkten Kopfes mit dem Dolche ihres Schnabels in den Kelch einer Blume tauchen, um deren Saft zu trinken oder ein Insekt zu fangen. Und das geschieht so schnell, mit so großer Geschwindigkeit, daß es Nichts Aehnliches giebt. Sie sind fortwährend in heftiger, zorniger, ungeduldiger Bewegung, aufgebracht gegen Alles; bald gegen einen großen Vogel, den sie verfolgen und bis zum Tode jagen, bald gegen eine schon leer getrunkene Blume, die in rasender Wuth mit dem Schnabel zerpflückt wird, weil sie nicht auf den Zecher gewartet.

Die Blätter reinigen bekanntlich die Luft von Gift, während die Blüthen es wieder aushauchen. Diese Vögel nun leben von den Blüthen, von den durchdringenden Gerüchen dieser Blumen, deren herben, glühenden Saft, aus den stärksten Giften bestehend, sie trinken. Diese Säuren scheinen ihnen sowohl die scharfen Stimmen, als die ewige Regung cholerischer Bewegungen zu verleihen. Vielleicht tragen diese Gifte noch mehr als das Licht dazu bei, sie mit den seltsamen Reflexen zu färben, welche eher an Stahl, an Gold, an kostbare Steine erinnern, als an Federn und an Blumen.

Der Gegensatz zwischen ihnen und dem Menschen ist gewaltig. Dieser kommt überall an jenen Orten um oder verkümmert. Die Europäer, welche an den Rand dieser Wälder sich wagen, um die Cultur des Cacao oder anderer tropischer Colonialprodukte zu versuchen, erliegen sehr bald. Die Eingebornen schleppen entnervt und atrophisch ihr Leben hin. Der Punkt der Erde, wo der Mensch sich am meisten dem Thiere nähert, ist gerade auch der, wo der Vogel triumphirt, wo sein außerordentlicher, köstlicher, überreicher Federschmuck ihm den Namen Paradiesvogel verschafft hat.

Wie dem sei, mit jedem Gefieder, in allen Farben und Formen geht dies große geflügelte Volk als siegreicher Vertilger von Insekten und Reptilien über den Erdball hin als Vorläufer des Menschen, als sein Quartiermacher. Unerschrocken schwebt er über diesem großen Meere des Todes, wo Alles quakt, pfeift, zischt; er trotzt allen Miasmen und saugt sie als Nahrung ein.

Auf diese Weise wird das Werk der Rettung, der alte Kampf der Vögel gegen die untergeordneteren Thiergeschlechter, welche die Erde außerordentlich lange Zeit für den Menschen unbewohnbar gemacht haben müssen, noch stets fortgesetzt; aber die Vierfüßler und der Mensch haben wenig Theil daran, der Arbeiter ist noch immer der geflügelte Herkules.

Durch ihn erhalten die bewohnten Orte ihre Sicherheit. Auf der äußersten Spitze Afrika's, dem Cap, vertheidigt der brave Schlangentödter den Menschen gegen die Reptilien. Friedlich und von sanftem Anblick scheint er ohne Zorn seine harten, heftigen Kämpfe auszufechten. Der gigantische Jabiru arbeitet ebenso in den Wüsten Guiana's, wo der Mensch noch nicht zu wohnen wagt. Die gefährlichen Savanen dieses Landes, die bald überschwemmt sind, bald wieder ganz austrocknen, ein zweifelhafter Ocean, in dem ein ganzes Volk uns noch unbekannter Ungeheuer wimmelt, haben als herrschenden Bewohner, und unerschrockenen Reiniger einen edlen Kampfvogel, dem die Natur noch eine Spur von den alten Waffen gelassen, mit denen wahrscheinlich die Vögel der Urwelt zum Kampfe gegen den Drachen ausgestattet waren. Er hat nämlich einen Stachel auf dem Kopfe wie auf jedem Flügel. Mit dem ersteren stöbert er im Schlamme seinen Feind auf; die anderen dienen ihm zum Schutze

während des Kampfes. Wenn ein Reptil ihn umschlingt und zu erdrücken sucht, stößt es sich zugleich die Stacheln in den Leib und erdolcht sich auf diese Weise selbst.

Dieser schöne und tapfere Vogel, der letztgeborene der Vorwelten, der als Zeuge jener vergessenen Kämpfe noch dasteht, der auf dem Urschlamme, dem Kloake geboren wird, dort lebt und stirbt, hat dennoch gar Nichts an sich, was an seine ekelhafte Wiege erinnerte. Es ist eine Art moralischer Instinkt, der ihn darüber erhaben hält. Seine starke, furchtbare Stimme, welche die Einöden beherrscht, hat etwas Ernstes und läßt schon von Ferne auf den Achtung gebietenden, edlen Weltreiniger schließen. Der Kamischi, so ist sein Name, ist selten; er bildet eine Klasse für sich allein, die keine Unterabtheilungen hat.

Verächtlich auf das wirre Durcheinander der niedrigen Welt, von der er lebt, herabblickend, lebt er allein und hat nur eine Liebe. Gewiß betrachtet er bei seinem Kriegerleben sein Weibchen wie einen Schlachtgefährten; sie lieben und kämpfen zusammen und haben ein und dasselbe Schicksal. Es ist dies die kriegerische Ehe, von der Tacitus spricht: Sic vivendum, sic pereundum (auf Tod und Leben). Wenn diese zärtliche Gesellschaft, dieser Trost und Beistand dem Kamischi entrissen wird, verschmäht er es, seine Existenz noch weiter fortzusetzen, er folgt dem Genossen und überlebt ihn niemals.

Der Reinigungsprozeß.

Morgens, nicht gerade in der Dämmerung, sondern wenn schon die Sonne am Horizonte ist und die Blätter der Kokuspalme sich halb öffnen, machen auf den Zweigen dieser Bäume sitzend, wohl zu vierzig bis fünfzig an der Zahl, die Urubus (kleine Geier) ihre schönen rubinfarbenen Augen auf. Der Tag ruft sie an die Arbeit. In dem trägen Afrika warten hundert schwarze Dörfer auf sie; in dem schlaftrunkenen Amerika, im Süden von Panama oder Caraccas, müssen sie als flinke Arbeiter die Straßen der Stadt kehren und reinigen, bevor noch die Sonne die Cadaver und den Moder in Gährung versetzt hat. Wenn sie nur einen einzigen Tag aussetzten, wäre die Gegend verpestet und verwüstet.

Wenn es in Amerika Abend ist und nach vollbrachtem Tagewerk der Urubu sich wieder auf seinen Kokusbaum setzt, dann werden die Minarete Asiens von den Strahlen des Morgenrothes umgossen. Von ihren Altanen kommen dann, nicht minder pünktlich als ihre Brüder in Amerika, Geier, Krähen, Störche, Ibis herabgeflogen und gehen Jeder an sein Geschäft: diese hier säubern die Felder von Insekten und Schlangen, andere fallen auf die Straßen Alexandriens oder Kairo's herab und betreiben schnell die städtische Straßenreinigung. Wollten

sie sich eine Weile Ferien geben, würde die Pest bald unumschränkter Herrscher des ganzen Landes sein.

So wird in beiden Hemisphären die große Arbeit der öffentlichen Gesundheitspflege mit imponirender, wunderbarer Pünktlichkeit vollbracht. Läßt die Sonne es sich angelegen sein, das Leben zu befruchten, so sind diese geschworenen und patentirten Reiniger der Natur nicht minder beflissen, den verletzenden Anblick des Todes den Augen zu entziehen.

Sie scheinen über die Wichtigkeit ihrer Funktionen nicht im Unklaren zu sein. Kommt man ganz nahe heran, so fliehen sie nicht. Wenn ihre Collegen, die Raben, die häufig ihnen voraufgehen und ihnen ihre Beute zeigen, sie benachrichtigt haben, sieht man wie vom Himmel herabgeschneit ganze Wolken von Geiern sich herabsenken. Von Natur zur Einsamkeit sich neigend, meist schweigend und nicht mittheilsam, kommen sie doch zu Hunderten zum Schmause, bei dem Nichts sie stören kann. Da giebt es keinen Streit unter ihnen, keiner kümmert sich um die Vorübergehenden. Unerschütterlich, mit strengem Ernste, erfüllen sie ihre Dienstpflicht, und zwar ganz reinlich und anständig: der Cadaver verschwindet, die Haut bleibt übrig. In einem Momente ist eine furchtbare Masse fauligen Gährungsstoffes, dem man nicht zu nahen wagte, verschwunden und in den reinen, heilsamen Strom des allgemeinen Lebens zurückgekehrt.

Seltsam! Je mehr sie uns nützen, je verhaßter erscheinen sie uns. Wir mögen sie nicht für das anerkennen, was sie wirklich sind, die ewig von lebendigem Feuer unterhaltenen Schmelztiegel, wo die Natur Alles läutern läßt, was ein höheres Leben gefährden könnte. Sie hat ihnen dazu einen vortrefflichen Apparat gegeben,

der ohne Aufhören, unermüdet, ohne genug zu bekommen, aufnimmt, zerstört, umbildet. Sie verzehren ein Nilpferd und bleiben hungrig, gebt ihnen einen Elephanten, es ist ebenso. Die Seegeier halten einen Wallfisch für einen ganz bezwingbaren Bissen; sie seciren ihn und lassen ihn mit einer Schnelligkeit verschwinden, die unsere Wallfischjäger nicht erreichen können. So lange noch etwas davon da ist, bleiben sie, man kann unter sie schießen, unbekümmert kehren sie gleich wieder zurück. Nichts kann den Geier dazu bringen, seine Beute zu verlassen. Levaillant tödtete einen auf dem Körper eines Nilpferdes; zu Tode getroffen, riß er doch von dem todten Thiere noch Stücke ab. War er etwa nüchtern? Durchaus nicht; man fand in seinem Magen an sechs Pfund Fleisch.

Es ist dies mehr eine automatische, als aus Leidenschaft unternommene Vielfresserei. Wenn ihr Aussehen düster und unheimlich ist, so hat die Natur sie doch meistentheils mit einem zarten, weiblich zierenden Schmuck versehen, dem feinen weißen Flaum ihres Halses.

Man fühlt ihnen gegenüber, daß man die Diener des Todes vor sich hat, aber des friedlichen, natürlichen, nicht des gewaltsamen Todes. Sie sind, wie die Elemente, erregt, voller Würde und im Grunde unanklagbar, unschuldig, eher noch verdienstvoll. Bei jener Lebenskraft, die Alles aufnimmt, bemeistert, absorbirt, sind sie doch mehr als andere Wesen den allgemeinen Einflüssen der Atmosphäre und der Temperatur unterworfen, wesentlich hygrometrisch, wahre lebende Barometer. Die Feuchte des Morgens macht ihre Flügel schwer, die machtloseste Beute kann um diese Zeit ungestraft ihnen Trotz bieten. So groß ist ihre Abhängigkeit von der Natur,

daß die amerikanischen, reihenweis auf den Zweigen des Kokusbaumes sitzend, wie wir oben schon bemerkten, buchstäblich zur Stunde, wo die Blätter sich schließen, längst vor Abend einschlafen und erst wieder erwachen, wenn die Sonne schon hoch am Horizonte mit den Blättern des Baumes zugleich ihre schweren Augenlider öffnet.

Diese bewunderungswürdigen Diener der wohlthätigen Chemie, welche das Leben hienieden erhält und in's Gleichgewicht setzt, arbeiten für uns an tausend Orten, wohin wir nie gedrungen sind. In den Städten ist ihre Anwesenheit, ihre Thätigkeit wohl zu bemerken; aber Niemand kann ihre Wohlthaten in der Wüste ermessen, wo die Winde ohne sie nur Tod athmen würden. Im unergründlichen Walde, im tiefen Sumpf, unter dem verderblichen Schatten der Leuchterbäume, wo vom Meere heran und wieder hinweggetrieben die Leichen beider Welten faulen, beschleunigt die große befiederte Armee der Reiniger, was die Wogen und die Insekten nicht schnell genug vollbringen können. Wehe der bewohnten Erde, wenn ihre geheimnißvolle, unbekannte Arbeit ausgesetzt würde.

In Amerika beschützt das Gesetz diese öffentlichen Wohlthäter.

Egypten ist noch weiter gegangen; dort verehrt und liebt man sie. Ist ihnen auch nicht mehr jener alte Cultus geweiht, so finden sie doch noch beim Menschen dieselbe freundschaftliche Gastfreiheit, wie zu den Zeiten der Pharaonen. Man frage den Fellah, warum er sich von den Vögeln förmlich belagern und taubmachen läßt, warum er geduldig die Frechheit der Krähe sich gefallen läßt, die auf's Horn des ackernden Büffels oder auf den Höcker des Kameels sich setzt, wohl auch schaarenweis

über die Früchte des Palmbaumes herfällt: er hindert es nicht. Alles ist dem Vogel erlaubt; älter als die Pyramiden, ist er der Stammgast der Gegend. Der Mensch kann nur durch ihn existiren; ohne die anhaltende Arbeit des Ibis, des Storches, der Krähe und des Geiers würde er verkommen müssen.

Daher macht das allgemeine Interesse, die instinktmäßige Zärtlichkeit für alles Lebende, mehr als alles andere den Reiz des Orients aus. Der Occident hat andere Anziehungskräfte: Amerika ist nicht minder glänzend in Bezug auf Boden und Klima ausgestattet, aber der hohe Zauber Asiens liegt in dem Gefühl der Einheit, das uns in einer Welt überkommt, wo der Mensch sich noch nicht mit der Natur hat scheiden lassen, wo das ursprüngliche Bündniß noch ganz aufrecht erhalten worden ist, wo die Thiere noch nicht wissen, was sie von dem menschlichen Geschlechte zu erwarten haben. Mag darüber lachen, wer Lust hat; aber es gewährt ein großes Behagen, das Zutrauen der Thiere zu beobachten, zu sehen, wie auf den Ruf des Braminen die Vögel in Schaaren herbeikommen und ihm aus der Hand fressen, wie auf den Dächern der Pagoden ganze Affenfamilien schlafen, spielen, ihre Junge säugen, mit so vollständigem Gefühle der Sicherheit, als ob sie sich im Dickicht der tiefsten Wälder befänden.

„In Kairo, sagt ein Reisender, wissen die Turteltauben sich so sehr unter dem öffentlichen Schutze, daß sie ganz getrost mitten unter dem lautesten Gewühl leben; den ganzen Tag höre ich sie auf meinen Fensterladen girren in einer engen Straße, dicht am Eingange eines großen Bazars und gerade zur belebtesten Zeit des Jahres, kurz vor dem Ramayan, wo Hochzeitsfeiern die ganze

Stadt Tag und Nacht mit Lärm und Tumult erfüllen. Die flachen Dächer der Häuser, auf denen gewöhnlich die schönen Gefangenen des Harems mit ihren Sklaven spazieren gehen, sind nichts destoweniger von Schaaren von Vögeln auch gern besucht. Die Adler schlafen sorglos auf den Balcons der Minarete.

Erobernde Stämme haben nie verfehlt, diese Nachsicht, diese Zärtlichkeit gegen die belebte Welt zu verspotten. Die Perser, die Römer in Egypten, unsere Europäer in Indien, die Franzosen in Algier haben häufig diese unschuldigen Genossen des Menschen geneckt und mißhandelt, während sie nur der uralten Verehrung gewohnt waren. Ein Kambyses tödtete die heilige Kuh, ein Römer den Ibis und die Katze, welche die scheußlichen Reptilien vernichten. Und doch bedeutet jene Kuh die Fruchtbarkeit der Gegend, wie dem Ibis ihr Gesundheitszustand zu verdanken ist. Vernichtet man diese Thiere, so ist die Gegend nicht mehr bewohnbar. Was trotz so vieler Schicksalswechsel immer noch Indien und Egypten gerettet und fruchtbar erhalten hat, das ist weder der Nil noch der Ganges, sondern die Ehrfurcht vor dem Thiere, die Sanftmuth und Gutherzigkeit des Menschen.

Das Wort des Priesters von Sais zu dem Griechen Herodot ist voll tiefen Sinnes: „Ihr werdet immer Kinder bleiben!"

Ja, wir Männer des Occidents werden trotz aller unserer subtilen und zugleich leichtfertigen Raisonnements immer Kinder bleiben, so lange wir nicht von einem einfacheren, die Erkenntniß erleichternden Standpunkte aus den Grund der Dinge gefunden haben. Kind sein heißt: das Leben nur von einem einseitigen Standpunkt erfassen. Mann sein heißt: die harmonische Einheit des

Lebens empfinden. Das Kind spielt, zerbricht und verachtet dann; sein Glück besteht im Zerstören. Und die Wissenschaft als Kind macht es ebenso, sie kann nicht studiren ohne zu tödten; der einzige Gebrauch, den sie von einem lebendigen Wunder macht, besteht darin, daß sie es gleich secirt. Keiner von uns verbindet mit der Wissenschaft die rücksichtsvolle Achtung vor dem Leben, welche von der Natur durch Enthüllung ihrer Mysterien belohnt wird.

Man trete in die Katakomben, in denen die rohen Denkmale eines barbarischen Aberglaubens zu finden sind, um in unserer übermüthigen Sprache zu reden; man besuche indische und egyptische Museen und man wird bei jedem Schritte naive, aber darum nicht minder tiefe Anschauungen von dem wesentlichen Mysterium des Lebens und des Todes finden. Man lasse sich durch die Form nicht täuschen, denke nicht etwa, es sei das Alles nur ein künstliches, von der Hand der Priester fabrizirtes Machwerk. Hinter den seltsamen Verschlingungen, dem tyrannischen Zwang der priesterlichen Form gewahrt man immer zwei Gefühle auf menschliche und rührende Weise hervortreten:

Das Streben, die geliebte Seele aus dem Schiffbruche des Todes zu retten —

Das zärtliche Brudergefühl des Menschen für die Natur, die fromme Sympathie für das stumme Thier, dem Werkzeuge Gottes zum Schutze des menschlichen Lebens.

Der Instinkt jener alten Völker hatte heraus gefunden, was uns heute die auf Beobachtung gestützte Wissenschaft sagt: daß der Vogel der Vermittler des großen Durchgangsprozesses, des Prozesses der Reinigung,

der heilbringende Beschleuniger des Stoffwechsels ist. Besonders in den heißen Zonen, wo jeder Aufschub Gefahr droht, ist er, wie sich in Egypten zeigt, der Nachen der Rettung, der die todten Ueberreste aufnimmt und sie wieder hinüberleitet in das Gebiet des Lebens, in die Welt der reinen Dinge.

Der egyptische Geist hat mit zarter Dankbarkeit diese Wohlthaten herausgefühlt. Er will kein Glück, wenn es nicht auch zugleich seinen Wohlthätern, den Thieren, zu Statten kommt. Er will nicht allein erlöst sein, und bestrebt sich, diese seine Freunde an seiner Unsterblichkeit Theil nehmen zu lassen. Er will, daß der geheiligte Vogel sein Gefährte sei auf dem Wege in's Reich der Schatten, daß er gleichsam auf seinen Schwingen ihn selbst hinübertrage.

Der Tod.

Die Raubvögel.

Eine meiner trübsten Stunden war es, als ich vor den traurigen Ereignissen der Gegenwart, in das Alibi der Natur mich flüchtend zum ersten Male dem Kopfe der Viper begegnete. Es war dies in einem vortrefflichen Museum von anatomischen Nachbildungen. Der wunderbar schöne, aber in colossalem Maßstabe ausgeführte Kopf, erinnerte an den des Tigers oder Jaguars und bot außer seiner schrecklichen Form noch Anlaß zu Gedanken des Grauens. Man konnte an ihm so recht deutlich die unendlich mannigfachen, zum Erschrecken absichtsvollen Anstalten beobachten, welche die Natur getroffen, um dies gefährliche Ding zu bewaffnen. Nicht blos ist diese Schlange mit zahlreichen Zähnen versehen, nicht nur haben diese Zähne eine sinnreiche Einrichtung, um das tödtliche Gift hindurchzuleiten; sondern ihre außerordentliche Feinheit, welche sie leicht zerbrechlich macht, wird durch einen Vortheil compensirt, dessen vielleicht kein anderes Thier sich erfreut: nämlich durch ein Magazin von Reservezähnen, welche gleich die Stelle desjenigen einnehmen, der etwa beim Beißen zerbricht. Welche Vorrichtungen zum Tödten! Welche Sorge, daß nur ja das Opfer nicht entwische, welche Gunst an ein so schauderhaftes Wesen verschwendet! . . . Ich war

empört darüber, wenn ich so sagen darf, und meine Seele wurde krank. Die große Mutter Natur, bei der ich Zuflucht gesucht hatte, erregte mir Grauen mit einer so schrecklich unparteiischen Mutterliebe.

Trüb gestimmt ging ich meines Weges und mein Geist war mehr umwölkt als der düstere Tag, einer der nebligsten des Winters. Wie ein Sohn war ich gekommen, ich fühlte mich Waise, als ich wegging, mein Glaube an die Vorsehung wurde schwach.

Nicht minder peinlich sind die Eindrücke, welche man empfängt, wenn man in unseren Museen die unabsehbaren Reihen von todtbringenden Vögeln sieht, Räuber bei Tag und Nacht, Scheusale von Vögeln, Gespenster, vor denen der Sonne selbst bange werden muß. Man überkommt ein Gefühl von Traurigkeit, wenn man ihre grausamen Waffen sieht; ich will nicht sowohl die furchtbaren Schnäbel hervorheben, die mit einem Streiche den Tod geben können, sondern besonders jene Fänge, die Klauen, welche die zitternde Beute fassen und die letzte Angst, den Todeskampf des Schmerzes noch verlängern.

O, unsere Welt ist eine barbarische, unausgebildete Welt, sie scheint nur versuchsweise da zu sein mit all ihren verschiedenartigen tyrannischen Foltern: die Nacht, der Hunger, die Furcht, der Tod! . . . Den Tod ließe man sich noch gefallen, unsere Seele hat Raum genug für Glauben und Hoffnung, als daß wir ihn nicht für eine Uebergangsstufe, für einen Einweihungsgrad, für die Pforte zu besseren Welten halten sollten. Aber der Schmerz! Hatte es denn so großen Nutzen, so verschwenderisch ihn zuzuertheilen? Ich fühle, sehe, höre ihn überall.

„Und ist nicht doch der Schmerz für uns eine War-

nungsstimme, die uns zur Vorsicht, zur Fürsorge mahnt, uns auffordert, mit allen Kräften unserer Auflösung entgegenzuarbeiten? Diese grausame Schule ist für Alles, was Leben hat, ein Stachel zur Klugheit, ein mächtiges Sichzusammenraffen der Seele, die sonst haltlos sich der Natur hingeben, durch Glück und angenehme aber schwächende Eindrücke sich entnerven lassen würde.

„Man kann sagen, das Glück hat eine abstrebende Kraft, die uns außer uns selbst bringt, uns abspannt, zertheilt, die uns verflüchtigen und den Elementen wieder überliefern würde, wenn man ihr ganz nachgäbe. Der Schmerz dagegen, an einem Orte empfunden, führt uns stets zum Mittelpunkte zurück, befestigt, verlängert, sichert und stärkt die Existenz.

„Der Schmerz ist in gewisser Beziehung der Bildner, der uns schafft, uns Form giebt, mit der feinen Spitze seines nimmer rastenden Meißels uns bearbeitet. Er bringt das übersprudelnde Leben zur Beschränkung, und was dann bleibt, ist vorzüglicher, kräftiger, durch seinen Verlust selbst bereichert um das Geschenk eines edleren Lebens."

Diese Gedanken der Entsagung wurden mir durch eine Freundin zugeführt, die bei eignem Leiden zugleich scharfsichtig, häufig meine Schmerzen und Aufregungen früher gewahr wird als ich selbst.

So geht es dem Individuum, so der ganzen Welt, sagte sie. Die Erde selber ist erst durch Schmerz und Kampf geläutert worden; die Natur hat ihre Arbeit zu Stande gebracht durch die gewaltsame Thätigkeit der Diener des Todes. Diese immer seltener werdenden Geschlechter sind die Erinnerungen, die Zeugen eines früheren Zustandes des Erdballs, auf dem das untergeordnete

Leben überwucherte, so daß die Natur genöthigt war, ihn von dem Uebermaß der Fruchtbarkeit zu befreien.

Man kann stufenweis diese Reihe von nothwendigen Zerstörungsprozessen verfolgen, welche die Erde damals durchzumachen hatte.

Gegen die nicht zum Einathmen geeignete Luft, welche sie umgab, mußte die massige Vegetation ankämpfen. Gegen die drohende Erstickung, die furchtbare Verschlingung der untergeordneten Vegetation, die wie eine rauhe Wolle die Oberfläche bedeckte, mußten die nachher so verwünschten Nagethiere und Insekten als Helfer erscheinen. Gegen die Insekten, die Kröte und die Unzahl der gewöhnlichen Reptilien waren die giftigen Reptilien eine nützliche Schaar. Und als endlich das höhere, das geflügelte Leben seinen Aufschwung nahm, fand es gegen den zu üppigen Drang seiner jugendkräftigen Fruchtbarkeit eine Schranke in den verheerenden Legionen mächtiger Raubthiere: Adler, Falken oder Geier.

Je weniger nothwendig sie werden, je mehr verringern sich auch diese nützlichen Vertilger. Als die Menge der kleinen kriechenden Thiere, welche vorzugsweise der Zahn der Viper traf, sich endlich zu lichten begann, wurde auch die Viper seltener. Seit die Welt des geflügelten Wildes theils durch die Jagd des Menschen, theils durch das Verschwinden gewisser Insekten, von denen die kleinen Vögel sich nähren, minder bevölkert blieb, nahm auch die Zahl der Tyrannen der Lüfte ab. Der Adler wird selbst in den Alpen selten und die übertrieben hohen Preise, mit welchen man die Falken jetzt bezahlt, scheint darauf hinzudeuten, daß der Erste, der Edelste aller Raubvögel heutzutage fast verschwunden ist.

So neigt die Natur sich allmählig einer minder ge-

walttätigen Ordnung zu. Soll damit gesagt sein, daß der Tod jemals aufhören werde? Nein, gewiß nicht der Tod, wohl aber der Schmerz.

Die Welt kommt nach und nach unter die directe Botmäßigkeit des Wesens, das allein die Erkenntniß von der heilsamen Ausgleichung zwischen Leben und Tod besitzt und sie so in Anwendung zu bringen weiß, daß unter den lebenden Geschlechtern das Gleichgewicht erhalten wird, daß sie je nach ihrem Verdienste oder ihrer Unschuld begünstigt werden. Der Tod wird dann vereinfacht, gemildert, ich möchte sagen versittlicht, sanft und schnell und frei von Schmerzen.

Der Tod an sich hat uns nie ein ernsthaftes Bedenken erregt, er ist nur eine einfache Maske für die Wandlungen des Lebens. Doch der Schmerz ist ein ernstlicher, grausamer, schrecklicher Einwurf. Aber er wird Schritt für Schritt von der Erde verschwinden. Der SchmerzensBringer, wie der grausamen Henker des Lebens, die unter Folterqualen es vernichten, sind schon jetzt nur noch sehr wenige.

Und in der That, wenn ich auf dem Museum die unheimliche Versammlung von Tages- und Nachtraubvögeln betrachte, regt sich in mir kein Bedauern über das Hinschwinden dieser Geschlechter. Wie groß auch das Vergnügen sein mag, welches unser eigener gewaltthätiger Instinkt, unsere Bewunderung für die Kraft uns beim Anblicke dieser gefiederten Räuber einflößt, so ist es uns doch unmöglich, hinter ihrer verhängnißvollen Maske die Niedrigkeit ihrer Natur zu verkennen. Ihre elenden abgeplatteten Schädel geben hinreichend Zeugniß davon, daß sie bei ihrer ungeheuren Begünstigung in Bezug auf Flügel, Schnabel und Klauen nicht das ge-

ringste Bedürfniß haben, ihre Intelligenz anzuwenden. Ihr Körperbau, der sie zu den Schnellsten der Schnellen, den Stärksten der Starken macht, hat sie von Geschicklichkeit, List und Taktik entbunden. Was den Muth anbetrifft, den man ihnen zuzuschreiben geneigt ist, so haben sie fast keine Gelegenheit ihn zu bewähren, da sie stets auf Feinde treffen, die schwächer sind als sie. Was sage ich Feinde? Bloße Opfer sind es. Wenn die Strenge der Jahreszeit, der Hunger die kleineren Vögel auf die Wanderung treibt, dann werden dem Schnabel jener Tyrannen schaarenweis diese Unschuldigen zugeführt, die in jeder Beziehung ihren Mördern überlegen sind. Die künstlerischen, sanggelehrten, baukundigen Vögel werden gemeinen Mördern zur Beute hingegeben, und dem Adler, der Weihe dient die Nachtigall zum Festmahl.

Die Flachheit des Schädels ist der erniedrigende Stempel dieser Mörder. Man nimmt sie bei den gerühmtesten, den beliebtesten dieser Gattungen und selbst bei dem edlen Falken wahr. Edel ist derselbe, ich will ihm diesen Titel nicht bestreiten, da er im Gegensatz zu den Adlern und anderen, mit einem Schlage tödtet, ohne seine Beute zu foltern.

Diese Gefräßigen mit kleinem Gehirn bilden einen schlagenden Gegensatz zu so vielen liebenswürdigen, sichtlich geistvollen Gattungen, wie man sie unter den kleinsten Vögeln findet. Der Kopf der ersteren ist Nichts als ein Schnabel, der der kleinen aber hat ein Gesicht. Was für einen Vergleich könnte man anstellen zwischen diesen stumpfsinnigen Riesen und dem klugen, ganz menschlichen Vogel, dem Rothbart, der in diesem Augenblick mich umflattert, sich auf meine Schulter, auf das Papier setzt und zusieht, wie ich schreibe; dann wieder am Kamine

sich wärmt oder neugierig zum Fenster hinausschaut, zu sehen, ob nicht bald der Frühling kommt.

Wenn ich unter den Raubvögeln wählen soll, muß ich sagen, daß ich den Geier mindestens eben so lieb habe als den Adler. Ich habe unter den Vögeln Nichts so Großes, so Imposantes gesehen, als im Jardin des Plantes unsere fünf Geier; sie thronen wie türkische Pascha's mit den herrlichen Halsbinden von ganz feinem weißen Flaum in einen vornehmen grauen Mantel gekleidet. Sie bilden einen ernsthaften Divan von Verbannten, der Betrachtungen anstellt über die Wechselfälle der Dinge und die politischen Ereignisse, welche sie aus ihrem Vaterlande in die Fremde versetzten.

Der eigentliche Unterschied zwischen dem Adler und dem Geier ist folgender: der Adler liebt Blut und zieht lebendige Beute vor, frißt aber auch todtes Fleisch. Der Geier tödtet selten und ist dem Leben direkt nützlich, indem er die desorganisirten Stoffe, welche die Zerlösung noch Anderer herbeiführen würden, dem großen Strome des Lebenskreislaufes wieder dienstbar macht. Der Adler lebt fast nur vom Mord und man kann ihn den Minister des Todes nennen. Der Geier dagegen ist der Diener des Lebens.

Die Schönheit, die Kraft des Adlers hat mehr als ein kriegerisches Volk, das gleich ihm vom Morde lebte, veranlaßt, ihn zu seinem Wahrzeichen zu nehmen. Die Perser und Römer nahmen ihn zum Panier. Man brachte ihn in Zusammenhang mit der hohen Vorstellung von diesen großen Reichen. Ernsthafte Männer, wie Aristoteles theilten den Glauben an die lächerliche Fabel, daß der Adler in die Sonne sehe, und um seine Jungen zu erproben, sie hinein blicken lasse. Waren die Gelehrten

einmal auf so schönem Wege, so ging es rastlos weiter. Büffon hat das Höchste auch darin geleistet: er lobt den Adler sogar wegen seiner Mäßigkeit. Er frißt nicht Alles auf, sagt er. Allerdings, wenn seine Beute recht groß ist, so sättigt er sich auf der Stelle und bringt die etwaigen Reste seiner Familie. Dieser König der Lüfte, sagt Büffon ferner, verschmäht die kleinen Thiere. Aber die Beobachtung lehrt das gerade Gegentheil. Der gemeine Adler hält sich besonders an das furchtsamste aller Wesen, an den Hasen; der gefleckte Adler an die Enten. Der Lerchengeier frißt am liebsten Feld- und andere Mäuse und zwar mit einer Gier, daß er sie verschlingt, ohne sie mit dem Schnabel zu zerhacken. Der weiße Adler oder Pygarg tödtet oft seine eigenen Jungen und verstößt sie, bevor sie sich selbst nähren können.

Bei Hâvre habe ich mit angesehen, was man in Wahrheit von diesem königlichen Edelmuth des Adlers und vorzüglich von seiner Mäßigkeit zu halten hat. Ein Adler, den man auf dem Meere gefangen, der aber in zu gute Hände gekommen ist, und zwar in's Haus eines Schlächters, hat sich so wohl darein gefunden, sehr reichliche Nahrung an Fleisch, das er ohne Kampf gewonnen, zu empfangen, daß er gar Nichts zu vermissen scheint. Ein Adlerfalstaff wird er fett und fragt Nichts nach der Jagd und den Regionen des Himmels. Wenn er nicht mehr die Sonne fixirt, so betrachtet er doch sehr genau das Feuer in der Küche und läßt sich für einen guten Bissen lange von den Kindern am Schwanze zerren.

Wenn aber nach der Stärke der Rang bemessen werden soll, so gebührt auch in dieser Beziehung der erste nicht dem Adler, sondern dem Vogel, der in Tausend und Eine Nacht als Vogel Rok eine Rolle spielt, dem

Condor, dem Riesen der Riesenberge, der Cordilleren. Er ist der größte von allen Geiern, der seltenste, zum Glück, wie der gefährlichste, da er nur lebendige Beute mag. Wenn er ein sehr großes Thier erbeutet, füllt er sich so mit Fleisch voll, daß er sich nicht regen kann; man schlägt ihn dann ganz bequem mit Knütteln todt.

Diese Gattungen beurtheilen sich am besten, wenn man den Horst des Adlers, das rohe, schlecht gefügte Gerüst betrachtet, das ihm als Nest dient. Man vergleiche dies ungeschickte Werk nicht etwa mit dem reizenden Meisterstück des Buchfinken, sondern blos mit den Arbeiten der Insekten, den Höhlen der Ameisen z. B., wo das betriebsame Thier seine Kunst bis in's Unendliche vermannigfacht und ein so bewunderungswürdiges Genie und Reichthum an Hülfsmitteln zeigt.

Die traditionelle Achtung, welche man vor dem Muthe der großen Raubvögel hat, wird sehr vermindert, wenn man (bei Wilson) sieht, wie ein kleiner Vogel, ein Fliegenschnepper: der Tyrann, Jagd auf den großen Adler macht, ihn verfolgt, ihn peinigt, ihn aus seinem Reviere vertreibt und ihm auf keine Weise Ruhe läßt. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie dieser kleine Held zu seiner Kraft noch sein Gewicht mitwirken läßt, um mehr Eindruck zu machen; indem er hoch in die Höhe steigt und oben aus den Wolken auf den Rücken des großen Räubers herabfällt und so, ohne loszulassen auf ihm reitet, indem er statt der Sporen sich des Schnabels bedient.

Man braucht nicht nach Amerika zu gehen, man findet schon im Jardin des Plantes Gelegenheit, zu bemerken, welches Uebergewicht die Kleinen über die Großen, der Geist über die Materie gewinnt; und zwar

sieht man dies in dem sonderbaren Zusammenleben des Geieradlers mit einem Raben. Dieser, ein sehr kluges, unter den Räubern das klügste Thier, sieht aus wie ein Schulmeister und befleißigt sich, seinen brutalen Gefängnißkameraden, den Adlergeier, zu civilisiren. Es macht Spaß, wie er ihn zum Spiel erzieht, ihn vermenschlicht, wenn man so sagen darf, mit hundert Kunstgriffen seines Gewerbes ihm die rohe Natur ein Bischen abschleift. Besonders wird diese Vorstellung gern gegeben, wenn eine anständige Anzahl von Zuschauern da ist. Vor einem einzigen Zeugen scheint er seine Erziehungsresultate nicht so gern zu produziren. Er nimmt auf das Publikum Rücksicht und weiß es auch zugleich in Schranken zu halten; ich habe gesehen, wie er mit dem Schnabel kleine Kiesel wieder zurückschleuderte, mit denen ein Knabe ihn geworfen hatte. Das bemerkenswertheste Spiel, das er mit seinem großen Freunde treibt, besteht darin, daß er ihm einen Stock an dem einen Ende zu halten giebt, während er an dem andern zerrt. Dieser scheinbare Kampf des Schwachen gegen den Starken, diese geheuchelte Gleichheit ist sehr geeignet, den Barbaren zu hofmeistern, der sich aus dem Spiele Nichts macht, aber dem Dringen nachgiebt und sich endlich mit einer Art roher Gutmüthigkeit darein fügt.

Dieser abschreckend wilden Gestalt gegenüber, die mit unüberwindlich starken Fängen, mit einem gekrümmten stahlharten Schnabel versehen ist, welcher auf den ersten Streich tödten würde, zeigt der Rabe nicht die mindeste Angst. Mit der Sicherheit eines überlegenen Geistes geht er vor ihm auf und ab, um ihn herum, nimmt ihm seine Beute vor dem Schnabel weg. Der Andere knurrt, aber zu spät; sein flinkerer Lehrer hat

mit dem schwarzen, metallischen, wie Stahl glänzenden Auge diesen Moment vorausgesehen und ist schon weggehüpft; wenn es nöthig sein sollte, steigt er um eine oder zwei Sprossen höher und fängt nun auch seinerseits an, dem Anderen zu grollen, ihm eine Predigt zu halten.

Diese spaßhafte Persönlichkeit hat bei dem Scherze den ganzen Vorzug, welchen ihm der Ernst, die Erde, die Trauer seines Kleides verleiht. — Ich sah in den Straßen von Nantes alle Tage an der Thür eines Durchganges einen Raben, der in seiner Halbgefangenschaft für seinen beschnittenen Flügel nur Trost fand, indem er den vorüberkommenden Hunden böse Streiche spielte. Die Häßlichen, Schwachen ließ er gehen, aber wenn sein vor Bosheit leuchtendes Auge einen Hund von schöner Gestalt, um den es sich des Muthes lohnte, gewahr wurde; da humpelte er hinter ihm drein, fiel geschickt und unbemerkt auf ihn los, und gab ihm mit seinem starken schwarzen Schnabel schnell und energisch zwei tiefe Stiche, so daß der Hund heulend davon lief. Voller Genugthuung, friedlich und ernsthaft, stellte sich der Rabe dann wieder auf seinen Posten, und es wäre gewiß Keinem beigekommen, zu vermuthen, womit diese Leichenträgerphysiognomie sich eben die Zeit vertrieben.

Man spricht davon, daß diese Vögel in der Freiheit, wo sie durch ihren Associationsgeist und ihre große Anzahl sich stark fühlen, ihre verwegenen Späße so weit treiben, daß sie die Abwesenheit des Adlers erlauern, dann in seinen gefürchteten Horst dringen und ihm die Eier stehlen. Noch fabelhafter klingt es, wenn behauptet wird, man habe große Banden von Raben gesehen, die in Gegenwart des seine Familie beschützenden Adlers sein Nest umschwärmten, ihn mit ihrem Geschrei betäubten,

ihn herausforderten, ihn heraus lockten und es dahin brachten, daß sie, wenn auch nicht ohne Kampf, ein Adlerjunges entführen konnten.

So viel Anstrengung und Gefahr um eine so erbärmliche Beute! Wenn die Sache sich wirklich so verhielte, so müßte man annehmen, daß die kluge Republik, von dem Tyrannen der Gegend häufig gepeinigt und verfolgt, endlich die Vertilgung seiner Race decretirt hat, und durch einen Act der Aufopferung, koste es was es wolle, das Decret vollziehen zu müssen glaubt.

Ihre Klugheit giebt sich in tausend Dingen kund, besonders aber in der vernünftigen und überlegten Wahl ihrer Wohnung. Diejenigen, welche ich bei Nantes von einem am Wasser gelegenen Hügel beobachtete, flogen des Morgens über mir hin und kamen des Abends wieder herbei. Sie hatten offenbar eine Wohnung in der Stadt und auf dem Lande. Am Tage saßen sie als Beobachtungscorps auf den Thürmen der Kathedrale, um die Beute, welche ihnen die Stadt darbietet, aufzuspüren. Gesättigt kehrten sie wieder nach den Wäldern oder den wohlgeschützten Felsen zurück, wo sie es vorzogen, die Nacht zuzubringen. Sie sind domizilirte Leutchen, keine reisenden Vagabonden. Der Familie, besonders ihrem Weibchen zugethan, dem sie ein sehr treuer Gatte sind, würde ihnen das Nest als einzige Wohnung dienen. Aber die Furcht vor den großen Nachtraubvögeln bestimmt sie, zu zwanzig oder dreißig zusammen zu schlafen; eine Anzahl, die genügt, falls es zum Kampfe kommt. Ihr Haß und der Gegenstand ihres Schreckens ist die Eule; wenn sie bei Tage sie irgend wo treffen, rächen sie sich für ihre Schandthaten bei Nacht; sie verhöhnen sie,

machen Jagd auf sie, benutzen ihre Verlegenheit und Unbeholfenheit und verfolgen sie bis zum Tode.

Es giebt keine Form der Vergesellschaftung, von der sie nicht Gebrauch zu machen wüßten; die angenehmste, die der Familie, läßt, wie wir gesehen haben, sie nicht die zur Vertheidigung, zum Angriff vergessen. Ja noch mehr, sie verbinden sich sogar häufig mit ihren überlegenen Nebenbuhlern, gehen ihnen voraus oder folgen ihnen, um auf ihre Kosten zu essen. Sie vereinigen sich endlich mit ihrem Feinde, dem Adler, wenigstens umschwärmen sie ihn, um von seinen Kämpfen, dem Streit, in welchem er über ein großes Thier triumphirt, Vortheil zu ziehen. Als geschickte Spekulanten warten sie in geringer Entfernung, bis der Adler so viel, als er vermag, sich genommen, bis er in Blut gesättigt fortfliegt und der Rest den Raben zufällt.

Ihre sichtliche Ueberlegenheit über eine so große Anzahl von Vögeln, mag wohl auch mit ihrer Lebensdauer und der großen Erfahrung zusammenhängen, welche sie vermöge ihres vortrefflichen Gedächtnisses erlangen. Ganz verschieden wie bei den meisten Thieren, wo die Lebensdauer der Dauer ihrer Jugend entspricht, sind sie nach einem Jahre schon erwachsen und sollen ein Jahrhundert alt werden, wie man sagt.

Die große Verschiedenheit in ihrer Nahrung, zu der alle animalischen sowohl wie vegetabilischen Stoffe, jede lebende oder todte Beute gehört, giebt ihnen eine große Kenntniß der Dinge und der Jahreszeiten, da sich je nach der Erndte, nach der Jagd u. s. w. ihre Nahrung modifizirt. Sie interessiren sich für Alles und beobachten daher auch Alles. Die Alten, welche mehr als wir in direktem Verkehr mit der Natur lebten, hielten

es für sehr wichtig, bei allen möglichen Angelegenheiten, bei denen das menschliche Wissen noch nicht ausreichte, diesen so erfahrungsreichen, kundigen Vogel zu Rathe zu ziehen.

Es mag den Stolz der sogenannten edlen Raubvögel wie Falk und Adler kränken; aber wir müssen anerkennen, daß der Rabe, wie er von ihnen auch selbst häufig als Führer gebraucht wird, trotz seiner Leichenbittermiene und seiner seltsamen Manieren, doch bei weitem der überlegenste Geist der großen Gattungen genannt werden muß, wie er denn freilich an Körper der kleinste unter ihnen ist.

Aber der Rabe ist immer nur noch ein Utiltarier, er vertritt nur die Weisheit des Eigennutzes. Um zu den höheren Wesen auf der geistigen Stufenleiter des Vogellebens zu gelangen, zu den Idealen der gefiederten Welt, den Künstlern mit glühendem Herzen, müssen wir von der Größe des Körpers absehen, die Materie zu Gunsten der Entzündung des Geistes und der sittlichen Entwicklung in den Hintergrund stellen. Die Natur hat, wie so viele Mütter, eine Schwäche für die Kleinsten.

Das Licht.

Die Nacht.

„Licht, mehr Licht!“ Das war Göthe's letzter Ruf. Dieses Wort des sterbenden Genie's ist die allgemeine Losung der Natur und ertönt von Welt zu Welt. Was jener große Mann gesagt, der begünstigte Liebling Gottes, das sagen auch die niedrigsten Geschöpfe, die im thierischen Leben am weitesten zurück sind, die Mollusken, tief unten im Schachte des Meeres; sie wollen nirgends leben, wohin das geliebte Licht nicht dringt. Die Blume sucht Licht, wendet sich ihm zu, und muß sie es entbehren, so welkt sie hin. Unsere Arbeitsgenossen, die Thiere, sind heiter oder trübe gestimmt, je nach dem Erscheinen oder Verschwinden des Lichts.

Wenn die Welt der Fische die des Schweigens ist und man sprüchwörtlich sagt: „Stumm wie ein Fisch“, so ist die Welt der Insekten die Dunkelheit; sie sind fast alle lichtscheu. Selbst diejenigen, welche bei Tage arbeiten, z. B. die Bienen, ziehen doch die Dunkelheit vor.

Aber die Welt des Vogels ist das Licht, ist der Gesang.

Alle leben von der Sonne, saugen sich voll von ihr, begeistern sich an ihr. Die südlichen spiegeln in ihrem Farbenglanze ihr Antlitz wieder, die Vögel unserer Ge-

genden geben von ihrem Einfluß durch Gesang Kunde; viele sogar reisen der Sonne nach.

„Man sehe nur," sagt Saint John, „wie sie am Morgen die aufgehende Sonne begrüßen, wie andächtig-treu sie Abends an unseren Küsten dem Niedergange des geliebten Gestirns beiwohnen. Abends schwingt der Auerhahn, um nur die Sonne länger zu sehen, sich höher in die Lüfte und wiegt sich auf dem feinen Wipfel der höchsten Fichte."

Licht, Liebe, Gesang bilden bei ihnen ein einziges Ganze. Wenn man will, daß die gefangene Nachtigall außer der Zeit singen soll, so bedeckt man ihr den Käfig und läßt dann plötzlich wieder das Licht zu, da findet sie gleich ihre Stimme wieder. Der unglückliche Buchfink, dem grausame Menschen das Augenlicht rauben, singt mit einer krankhaften, verzweifelten Lebhaftigkeit, als wollte er durch seiner Stimme harmonischen Glanz, durch die innere Glut der Empfindung die verlorene Sonne ersetzen.

Und sogar der Flug des Vogels ist abhängig vom Lichte, denn er beruht auf dem Auge ebensowohl als auf dem Flügel. Diejenigen Arten, welche ein feines, weithindringendes Gesicht haben, wie der Falk, der aus den Höhen des Himmels herab unten im Busche den Zaunkönig sieht; wie die Schwalbe, die auf tausend Fuß Entfernung eine Mücke erkennen kann; diese begünstigten Arten haben einen sicheren, kühnen, der unfehlbaren Bestimmtheit wegen anmuthigen Flug. Bei anderen kann man es dagegen am Fliegen schon erkennen, daß sie kurzsichtig sind, mit Vorsicht tasten und Furcht haben, irgend wo anzustoßen.

Welche Quelle von Genuß, welch' seltsames, geheim-

nißvolles Glück liegt, für den Menschen kaum nachfühlbar, im Auge und im Flügel, in der Fernsicht und im Fluge. Wie gewaltig muß sich vorkommen, wer mit einem Blicke fortwährend unabsehbare Landschaften, ganze Länder und Königreiche übersehen kann, und zwar übersehen nicht in der Verkleinerung, wie unsere geographischen Karten, sondern mit vollständigem Detail und aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit gottgleicher Allübersicht!

Und dabei sind diese Wahrnehmungen durch's Auge so kräftig, daß sie sich dem Gedächtnisse auf's Lebendigste einprägen, wie die Taube zeigt, ein Vogel von nur untergeordneter Art; der jedoch alle Einzelnheiten einer Gegend, welche er nur einmal durchflogen hat, erkennt und wiederfindet. In höherem Grade ist das mit dem klugen Storch, dem weisen Raben, der verständigen Schwalbe der Fall.

Wir müssen uns vor dieser Ueberlegenheit beugen und wollen ohne Neid jene Freuden des Fernblicks betrachten, die uns vielleicht einst in einer besseren Existenz zu Theil werden.

Das Leben des Vogels ist beinahe der Versuch zu einem Leben in vollem Lichte ohne Schatten zu nennen. Es würde für ihn eine göttliche Quelle der Erkenntniß sein, wenn er bei dieser erhabenen Freiheit nicht doch noch zweien Hindernissen ausgesetzt wäre, welche unseren Erdball immer in rohem Zustande erhalten und den vollen Seelenaufschwung hemmen werden.

Es liegt das eine Hinderniß im Körper, der uns alle schwerfällig macht, aber vor allem die lebendige Flamme, den glutvollen Vogel, schwer trifft; da er stets genöthigt ist, sich zu erneuern, zu suchen, umherzuirren,

die in zu großer Mannigfaltigkeit sich ihm bietenden Eindrücke durch unnütze Beweglichkeit zu verwischen.

Das andere ist die Nacht, der Schlaf, die Stunden des Dunkels oder der Nachstellung, in denen der Flügel ihm gebrochen wird oder er dem Feinde wehrlos überliefert seinen Flug, die Kraft und das Licht verliert.

Licht ist für alle Wesen gleichbedeutend mit Sicherheit; es ist die Bürgschaft für das Leben bei Mensch und Thier, es ist gleichsam das beruhigende, heitere, friedliche Lächeln, die Zutraulichkeit der Natur. Der Mensch begreift bei der Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft, zu der er mit der Zeit gelangt ist, nur schwer, welche Angst das wilde Leben der Thiere zu den Stunden mit sich bringt, in denen die Natur so wenig Möglichkeit zur Vertheidigung läßt; wo ihr unbeugsames Walten dem Tode ebensowohl wie dem Leben die Schranken öffnet. Vergebens mag dagegen Einspruch gethan werden; sie sagt zum Vogel: „die Eule will auch leben,“ zum Menschen sagt sie: „ich muß auch meine Löwen ernähren!“

Man lese in Reisebeschreibungen den Schrecken der Unglücklichen, die in den Einöden Afrika's umherirren, des armen flüchtigen Sklaven, der der menschlichen Barbarei entflohen ist, um nun mit einer barbarischen Natur zu thun zu haben. Welch' Entsetzen, wenn mit Sonnenuntergange die unheimlichen Kundschafter des Löwen, die Wölfe und Schakals, in einiger Entfernung spürend ihm vorausgehen, oder ihm als Leichenträger nachfolgen! Ihr Heulen scheint zu rufen: „Morgen wird man nach dir suchen und deine bloßen Gebeine finden!“ Aber sieh, schon kommt er näher, er wird dich gewahr, läßt seine Blicke dich umspielen; nun brüllt er dumpf aus den Tie=

fen seines ehernen Schlundes, fordert seine noch lebende Beute, überfällt sie!... Das Pferd erträgt es nicht, der Schauer überkommt es, der Schweiß trieft ihm herab, es bäumt sich vor Entsetzen . . . Der Mensch duckt sich zwischen Feuern, wenn es ihm gelungen, welches anzuzünden, und sein Grauen läßt ihm kaum Kraft genug, diese Schanze von Licht, die allein sein Leben schützt, zu unterhalten. —

Die Nacht ist eben so fürchterlich für den Vogel, selbst in unseren Klimaten, die man nicht für so gefährlich halten sollte. Für ihn sind in der Dunkelheit unendlich viel Verfolger und Unglücksfälle verborgen; seine nächtlichen Feinde haben noch dazu das Gemeinsame, daß sie ohne Geräusch sich nähern. Der Uhu fliegt mit so schweigsamem Flügel, als ob er mit Watte ausgestopft wäre; das schmale Wiesel windet sich zum Neste heran, ohne daß ein Blatt sich regt; der giftige, nach warmem Blute dürstende Marder geht so schnell zu Werke bei seinem Aderlaß, daß in wenigen Augenblicken Alte wie Junge, die ganze Familie, von ihm erwürgt sind.

Wenn der Vogel Junge hat, scheint er diese Gefahren, wie in dem zweiten Gesichte der Schotten herannahen zu sehen. Er hat eine hülflosere Familie zu beschützen, als der Vierfüßler, dessen Junges laufen kann; aber welchen Schutz kann er ihm angedeihen lassen, als daß er selber bleibt und stirbt? Er fliegt in der Gefahr nicht fort, die Liebe hat ihm die Flügel gelähmt. Die ganze Nacht über wird der Eingang des Nestes vom Vater bewacht, der zwischen Schlaf und Wachen ist; vor Ermüdung fast vergeht und der Gefahr Nichts als seinen schwachen Schnabel und seinen vor Abmattung wackelnden Kopf entgegenzustellen hat. Was soll er thun,

wenn er den furchtbaren Schlund der Schlange, das schreckliche, über alle Maßen große Auge des Todtenvogels sich gegenüber sieht?

Für seine Familie besorgt, ist er es viel weniger für sich. Zu den Zeiten, wo er für sich allein ist, erspart ihm die Natur die Angst der Voraussicht. Mehr betrübt und mürrisch als besorgt, schweigt er, duckt sich, und verbirgt seinen kleinen Kopf, ja den Hals sogar unter seinem Flügel; diese durchaus sorglose, vertrauensvolle Haltung, wie er sie schon im Ei, in dem glückseligen mütterlichen Gefängnisse, das ganz Sicherheit war, gehabt hat, nimmt er allabendlich an, von Gefahren umgeben und ohne Schutz. —

Im Allgemeinen bemächtigt sich aller Wesen, selbst der am meisten Beschützten, des Abends große Traurigkeit. Die holländischen Maler haben das bei Darstellung von auf der Weide übernachtenden Heerden höchst naiv aufgefaßt und vortrefflich ausgeführt. Das Pferd nähert sich seinem Gefährten und legt ihm den Kopf über den Hals, die Kuh kommt mit ihrem Kalbe an das Zaunthor und will zum Stalle zurück. Denn diese Glücklichen haben einen Stall, eine Wohnung, einen Schutz gegen nächtliche Ueberfälle; doch des Vogels Dach ist ein Baumblatt!

Wie groß aber ist dann auch am Morgen die Freude, wenn die Schrecken entweichen, das Dunkel verschwindet, wenn auch der kleinste Strauch mit Licht und Glanz umgossen wird. Da zwitschert's aus allen Nestern heraus und man hat sich so viel zu erzählen, man wünscht sich gegenseitig Glück, daß man sich wieder sieht, noch lebt. Dann beginnt das Singen; von der Furche aus steigt die Lerche auf und nieder, und bringt trillernd die Freude der Erde zum Himmel hinauf.

Und wie der Vogel, so auch der Mensch; der Eindruck des Lichtes geht durch die ganze Schöpfung. Die uralten Veda's der Inder sind auf jeder Seite ein Hymnus an das Licht, an die Sonne, die Hüterin allen Lebens, die jeden Tag die Welt neu weckt, sie wieder erschafft und erhält. Wir leben wieder auf, athmen freier, durchschreiten unsre Wohnung, suchen unsre Familie auf, zählen unsere Heerden, finden, daß Nichts umgekommen ist, alles Leben ist vollständig. Der Tiger hat uns nicht überfallen, die Heerden wilder Thiere verschonten uns, unser Schlaf wurde von der schwarzen Natter nicht zum Angriff benutzt. Gesegnet seist du, o Sonne, die du uns wieder einen Tag schenkst.

Jedes Thier, sagt der Hindu, besonders aber der Bramane der Thierwelt, der Elephant, begrüßt die Sonne, dankt ihr beim Morgengrauen, singt ihr innerlich ein Morgenlied.

Ein einziges aber spricht dies Gebet, dies Loblied aus, sagt es für die andern alle; es ist ein kleines schwaches Geschöpf, das am meisten von der Nacht zu fürchten hat, über den Tag die größte Freude empfindet; es lebt vom Lichte, webt in ihm und vermöge seines scharfen, fernhintreffenden, Nichts außer Acht lassenden Blickes, ist es auch gegen alle Wechselfälle und Nebenerscheinungen des leuchtenden Tages viel empfindlicher in Freud' und Lust.

Es ist der Vogel, der aus der ganzen thierischen Schöpfung auserwählt ist zum Sänger der Hymne des Morgenroths, des Loblieds der Sonne. Er ist des Lichtes Priester und Augur, sein unschuldiger, geheiligter Mund.

Sturm und Winter.

Die Wanderungen.

Der Vogel ist ein in hohem Grade elektrisches Wesen und daher mehr als andere mit meteorologischen, klimaschen, magnetischen Phänomenen in Rapport, für welche unsere Sinne wie geistige Empfänglichkeit immer noch nicht ausgebildet genug sind. Er wird dergleichen Erscheinungen schon bei ihrem Entstehen und lange bevor sie in ihren Wirkungen zu Tage kommen, gewahr, und besitzt eine Art von physischem Vorherwissen. Was ist also natürlicher, als daß der Mensch, der langsamer auffaßt und erst nachher bemerkt, diesen vorahnenden Instinkt der Vögel zu Rathe zieht. Darauf beruhte die Kunst der Auguren und diese angebliche Thorheit der Alten hat einen sehr vernünftigen Kern.

Die Meteorologie besonders wurde durch diesen Umstand sehr begünstigt; sie wird zwar später sicherere Mittel entdecken, aber zunächst bot sich das Vorherwissen der Vögel als dankenswerther Führer dar. Es wäre besser gewesen für Napoleon, wenn er im September 1811 auf das vorzeitige Ziehen der Vögel des Nordens geachtet hätte; die Störche und Kraniche hätten ihn warnen können, denn ihre frühzeitige Wanderung ver-

kündete die Gefahr eines frühen und harten Winters. Sie eilten, daß sie nach dem Süden kamen, und er blieb in Moskau.

Wenn inmitten des Oceans ein ermüdeter Vogel des Nachts sich auf dem Maste ausruht und durch den Lauf des Schiffes weit abgebracht wird von seinem Wege, so findet er denselben gleich ohne Mühe wieder. Er bleibt in so vollkommenem Zusammenhange mit der Erde und ist stets so wohl orientirt, daß er am andern Morgen, ohne zu zaudern, mit gutem Winde davongeht; es bedarf für ihn nur eines kurzen Besinnens. Er wählt, über dem unermeßlichen Abgrunde ohne Merkmal ohne andere Spur, als die, welche das Schiff zieht, schwebend, die gerade Linie, welche ihn dahin führt, wohin er will. Da giebt es keinen bestimmten Punkt, wie auf der Erde, kein Ortszeichen, kein Merkmal, keinen Führer: nur die Strömungen der Luft, welche mit denen des Meeres in Beziehung stehen, vielleicht auch magnetische Strömungen, sind die Lootsen dieses kühnen Reisenden.

Seltsam! Nicht blos die Schwalbe weiß, daß das Insekt, was ihr hier zu mangeln beginnt, wo anders sie erwartet, und sucht es, indem sie den Längengraden nachgeht, sondern der Grünspecht der amerikanischen Staaten, der in demselben Klima und derselben Breite wohnt, weiß ganz genau, wann die Kirschen in Frankreich reif werden, und reis't, ohne zu zaudern zur französischen Obsterndte.

Man hat Unrecht, zu glauben, daß diese Wanderungen in der betreffenden Jahreszeit ohne Wahl eines bestimmten Tages nur so zufällig in dieser Zeit vor sich gehen. Wir haben im Gegentheil Gelegenheit gehabt, zu bemerken, welch' klare Bestimmtheit in Beobachtung

der Zeit dabei herrscht; nicht eine Stunde früher oder später geht die Reise ab.

Als wir in Nantes waren (Oktober 1851) in einer Zeit, wo das Wetter noch sehr mild und schön, die Insekten zahlreich und Futter für die Schwalben reichlich vorhanden war, hatten wir das seltene Glück, auf dem Dache der Kirche von St. Felix, von wo man den Erdre und seitwärts die Loire übersehen kann, die weise Republik der Schwalben in ungeheurer, lärmender Volksversammlung tagen und berathen zu sehen. Warum an jenem Tage und gerade zu dieser Stunde? Wir wußten es nicht, sollten es aber bald erfahren.

Der Himmel war am Morgen heiter, aber der Wind wehte von der Vendée her. Die hohen Fichten stöhnten und von der großen Ceder her kam ein angstvoll klagender Laut. Das Obst fiel haufenweis von den Bäumen; wir machten uns daran, es aufzulesen. Allmälig bedeckte sich der Himmel, der Wind legte sich und Alles wurde unheimlich still. Gegen vier Uhr kamen von allen Ecken und Enden aus dem Gehölz, dem Thal der Erdre, von der Stadt, von der Loire, der Sèvre sogar, unzählige Schaaren von Schwalben, verdunkelten förmlich den Himmel und ließen sich endlich auf der Kirche nieder, wo nun Lärm und Geschrei, Streit und parlamentarisches Debattiren anhub. Verstanden wir zwar die Sprache nicht recht, so konnte doch kein Zweifel sein, daß man nicht einig war. Wahrscheinlich wollten die jüngeren Mitglieder der Versammlung, von der lauen Herbstluft verführt, gern noch bleiben; aber die Erfahreneren, Weiseren bestanden als bewährte Reisende auf der Abreise. Sie setzten es durch und nun bewegte sich eine dichte schwarze Masse, mit einem Male

sich erhebend wie eine Sturmwolke, und nahm die Richtung nach Südwesten, wahrscheinlich nach Italien. Sie waren noch nicht hundert Meilen weit fort (was für sie ein Weg von fünf Stunden ist), so öffneten sich alle Schleusen des Himmels und überschütteten die Erde mit einer wahren Sündfluth. Wir hatten uns in unser Haus zurückgezogen, das im Sturm erzitterte, und mußten die Weisheit dieser gefiederten Propheten bewundern, die so umsichtig dies Jahr früher gezogen waren, als gewöhnlich.

Augenscheinlich konnte es nicht Furcht vor dem Hunger gewesen sein, was sie forttrieb; mitten im Reichthum und der Anmuth aller Gaben der Natur hatten sie die letzte Stunde gerade abgepaßt, um zur rechten Zeit noch fortzukommen. Am anderen Tage wäre es zu spät gewesen, denn alle Insekten waren durch den furchtbar niederschlagenden Regen theils vernichtet, theils hatten sie sich verkrochen und Schlupfwinkel in der Erde gesucht.

Außerdem ist es auch nicht der Hunger allein oder die Furcht vor demselben, was ihre Wanderungen bestimmt, auch der Kälte würde wohl die Mehrzahl widerstehen können; ich glaube vielmehr, daß als ein Hauptgrund dazu ihr Bedürfniß nach Licht hervorgehoben werden muß.

Wie die Pflanze dem Tage und der Sonne sehnsüchtig folgt, so mag wohl der Vogel, dessen Auge so empfindlich ist, sich unheimlich fühlen bei den abgekürzten und noch dazu nebligen Tagen des Herbstes. Diese Verminderung des Lichtes, welche wir aus Ursachen der Seelenstimmung häufig gern haben, ist für den Vogel ein Schmerz ... „Licht, mehr Licht!" das ist der Sinn

ihres Herbstgesanges, ihres Abschiedsrufes bei der Abreise im Oktober. So habe ich stets mir ihren letzten Gruß gedeutet.

Bedenkt man, welchen ungeheuren Weg über Gebirge und Meere, über unwirthbare Steppen und Wüsten, durch so verschiedene Klimate, bei so veränderlichen Winden und tausend Abenteuern und Gefahren sie jährlich zwei Mal zu machen haben, so muß man ihre kühne Entschlossenheit, ihren verwegenen Muth bewundern. Für die leichten Segler, wie die Mauerschwalbe und andere, die durch die Geschicklichkeit ihres Fluges wohl dem Falken trotzen können, ist das Unternehmen vielleicht kein so schweres. Aber andere Geschlechter haben keineswegs solche Kraft der Schwingen, zumal sie um diese Zeit durch reichlichere Nahrung schwerer geworden sind und unlängst die Zeit der Liebe, der Brut und mütterlichen Pflege durchgemacht haben. Das Weibchen hat das Nest gebaut, hat gelegt, gebrütet, genährt, das Männchen sich in Gesängen verausgabt. Die beiden Gatten sind im Genusse des Lebens etwas angegriffen, um eine Tugend ärmer geworden; sie sind weit entfernt von der frischen Jugendkraft des Frühlings.

Viele könnten bleiben, wenn sie wollten, aber es treibt sie nun einmal fort. Und die schwereren sind gerade die Eifrigsten. Die französische Wachtel geht über das Mittelmeer, über den Atlas hinweg, durchschneidet die Sahara bis zu den Königreichen der Schwarzen und noch weiter. Wenn sie auf dem Cap ihrer Reisewuth Halt gebietet, so geschieht es nur, weil drüber hinaus das Südmeer beginnt, das ihr keinen anderen Schutz böte, als die Eisschollen des Poles und das Uebermaß

des Winters, vor dessen milderer Form sie eben aus Europa geflohen.

Was kann ihnen bei solchen Unternehmungen Sicherheit einflößen? Manche verlassen sich auf ihre Waffen, die Schwächeren auf ihre große Anzahl. „Wenn von zehn Tausenden der Räuber nur zehne ergreift, warum sollte gerade ich unter diesen zehnen sein?“ So lautet ihr Raisonnement. Dabei benutzen sie die Gunst der Tageszeiten und der Umstände mit großer Vorsicht.

Diejenigen aber, welche weder die Kraft für sich haben, noch die Anzahl, da sie nicht in Schwärmen beisammen sind, sie verlassen sich auf ihr gutes Glück. Haben sie erst Italien erreicht, so wagen sie sich auf's adriatische Meer. Von Insel zu Insel flüchtend wird ihnen vielleicht die Gunst, trotz der gefiederten Korsaren, welche an den Klippen lauern, das geheiligte Land der Vögel, das gastliche, fruchtbare Egypten zu erreichen, wo man ihrer aller schont, sie wohl aufnimmt und nährt.

Dies Land wäre noch glücklicher, wenn es seine berechnungslose Gastfreiheit nicht auch mörderischen Geschlechtern zu Theil werden ließe. Allerdings werden die Nachtigallen und Turteltauben dort freundlich aufgenommen, aber nicht minder bequem macht man es auch den Adlern. Dort auf den Terrassen der Harems, auf den Altanen der Minarete siehst du armer Reisender die leuchtenden furchtbaren Augen deiner Feinde, — bemerkst, wie du auch von ihnen schon gesehen bist.

Halte dich nicht lange auf, die gute Jahreszeit wird auch nicht lange mehr dauern; bald weht der verderbenbringende Wind der Wüste, trocknet Alles aus und vertilgt deine armselige Nahrung; bald findest du kaum

eine Fliege mehr, um deine Flügel, deine Stimme zu stärken. Nun erinnere dich deines alten Nestes in unseren Wäldern, der süßen Liebeszeit in Europa. Wenn der Himmel dort auch nicht so tiefblau ist, so wohnt doch da die Seligkeit; es versteht die Liebe den edlen Sänger, und jedes Herz schlägt ihm entgegen ... Dort ist doch die wahre Sonne, der schönste Orient. Das schönste Licht strahlt da, wo man liebt.

Die Schwalbe.

Die Schwalbe hat ohne Umstände sich unserer Wohnungen bemächtigt; sie nistet unter unseren Fenstern, unter den Dachvorsprüngen, an den Schornsteinen. Sie empfindet keine Furcht vor uns, und zwar geschieht dies nicht etwa im Vertrauen auf ihre unvergleichlichen Schwingen, sondern vertrauensvoll giebt sie ihr Nest, ihre Jungen in den Bereich unserer Hände. Dies Vertrauen hat sie aber auch zur Herrin des Hauses gemacht; sie hat nicht das Haus blos, hat unser Herz erobert.

In dem Landhause, in welchem mein Schwiegervater seine Kinder erzog, gab er ihnen zur Sommerszeit in einem Treibhause Unterricht, wo die Schwalben gebaut hatten und unbekümmert um das Familientreiben sich mit ihren eigenen Angelegenheiten, mit dem Brüten u. s. w. beschäftigten; durchs Fenster heraus, zum Dache hereinflogen, mit den ihrigen so lustig, so laut schwatzten, daß der väterliche Lehrer oft versucht sein mußte, ihnen zuzurufen, wie St. Franziscus: „Ihr Schwalben, meine Schwestern, möchtet ihr nicht einen Augenblick schweigen?“

Das Haus gehört ihnen für ewige Zeiten. Wo die Mutter genistet hat, nistet Tochter und Enkelin wieder. Sie kommen alljährlich zurück und ihre Geschlechter folgen regelmäßiger im Besitze als die unsrigen. Die menschliche

Familie stirbt aus, zerstreut sich, das Haus geht in andere Hände über: die Schwalbe kehrt immer zurück und behauptet sich in ihrem Besitzreich.

Und auf diese Weise ist die stets Reisende dennoch das Symbol der Beständigkeit, des festen Wohnsitzes geworden; sie hängt so sehr an demselben, daß, wenn das Haus ausgebessert oder theilweise niedergerissen wird, trotz aller Störungen der Maurer, die treue Schwalbe wieder sich anbaut, als könne sie von den alten Erinnerungen nicht lassen.

Sie ist der Vogel der Rückkehr, der Umkehr. Wenn ich ihn so nenne, geschieht es nicht blos wegen der alljährlichen Rückkehr, sondern auch wegen der Eigenthümlichkeit ihres so oft abwechselnden, aber doch stets kreisförmigen Fluges, der immer wieder auf dieselbe Stelle zurückkommt.

Sie dreht und wendet sich fortwährend, schwebt unermüdlich um denselben Raum herum, beschreibt eine Menge anmuthiger Curven, die abwechseln, aber sie nicht entfernen.

Wir sehen wohl ihren Flug, aber fast niemals ihr kleines schwarzes Gesicht! Wer bist du denn, der du mir stets deinen Anblick entziehst, nur deine Flügel mich sehen läßt, die der Sense der Zeit gleichen? Diese geht unaufhörlich; du, du kehrst immer wieder. Du näherst dich mir, willst etwas von mir, wie es scheint, streifst mich fast mit dem Flügel . . . So nahe kommt dein kosender Flug, daß er mir das Gesicht kühlt und dein Flügel es fast berührt . . . Ist das ein Vogel oder ist es ein Geist? . . . O, wenn du eine Seele bist, sprich, sag' mir, was den Lebenden von den Todten trennt. Morgen

werden auch wir todt sein; können wir dann auf Schwingen, wie die deinen, zurückkehren zu dem Heerd unserer Liebe und Arbeit? Vielleicht ein Wort, wenn auch in Schwalbensprache, zu denen sagen, die zurückgeblieben, dann noch unserer gedenken? —

Doch wozu dies träumerische Sinnen? nehmen wir lieber diesen Vogel wie ihn der Volksglaube, die gute alte Volksweisheit auffaßt, die dem Gedanken der Natur am Ende stets noch am nächsten kommt.

Das Volk sieht immer nur nach der natürlichen Uhr, nach der Abtheilung der Jahreszeiten, den beiden großen Stunden des Jahres. Zu Ostern und zu Michaelis, den Zeiten der Zusammenkünfte, der Jahrmärkte, dem Ablaufe der Pachten und der Zinszahlung, erscheint die liebe schwarz und weiße Schwalbe und sagt uns die Zeit an. Sie scheidet stets die eine Jahreszeit von der anderen; man kommt dann wohl zusammen, doch Alle finden sich nicht wieder; in den sechs Monaten ist so Mancher verschwunden. Die Schwalbe kommt wieder, aber nicht für Alle, denn Mancher hat eine sehr weite Reise gemacht, weiter noch als die der Schwalbe.

Unsere Handwerks-Burschen führen eigentlich ein Schwalbenleben; nur daß sie häufig bei der Heimkehr ihr Nest leer wiederfinden. Der deutsche Dichter Fr. Rückert hat sehr hübsch die Volksidee von der Schwalbe in einem herrlichen Gedichte verewigt, dessen Rythmik zugleich dem kreisförmigen, graziösen Fluge dieses Vogels ähnelt.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar!
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt.
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingt?"

. . . .

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer.

O du Heimathflur, o du Heimathflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehen im Traum.

. . . .

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

. . . .

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie einst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer,
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War Alles leer." — —

Nimmt man die Schwalbe in die Hand und betrachtet sie näher, so erscheint sie uns eigentlich häßlich und sonderbar, aber das liegt darin, daß sie vorzugsweise der Vogel ist, das Wesen, das vor Allen zum Fluge geboren ward. Die Natur hat dieser Bestimmung alles andere geopfert: sie hat die Form vernachläßigt

zu Gunsten der Bewegung, und es ist ihr so wohl gelungen, daß dieser Vogel, der in der Ruhe häßlich ist, im Fluge der schönste von Allen scheint.

Seine Flügel gleichen Sensen, die Augen sind hervortretend und der fast mangelnde Hals verdreifacht die Kraft; vom Fuße ist fast gar keine Spur: Alles ist Flügel. Der Schnabel ist sehr breit und stets offen; im Fluge erhascht er ohne Aufhören, was ihm an Nahrung vorkommt; so frißt, trinkt, badet sich dies Thier im Fluge, ja füttert seine Jungen fliegend.

Wenn der Schwalbenflug in gerader Richtung nicht dem blitzschnellen des Falken gleichkommt, so ist er dafür viel freier, macht hundert Kreise und zierliche Wendungen, ein wahres Gewirr sich kreuzender Curven. Der Feind wird dadurch irre geführt, verwirrt, und weiß zuletzt nicht mehr, wohin er seinen Angriff wenden soll. Die Schwalbe ermüdet, erschöpft ihren Verfolger, ohne daß sie selber Anstrengung empfindet. Sie ist die wahre Königin der Luft, ringsumher beherrscht sie den weißen Aether mit ihrer unvergleichlichen Gewandtheit der Bewegung.

Diese unaufhörliche, seltsame Jagd nach stets auch in ewiger Bewegung schwirrender Beute, wie Fliegen, Mücken, Scarabäen und tausend anderen Insekten, ist für die Schwalbe die beste Schule in der Kunst des Fluges und macht sie in dieser Beziehung zum ersten aller befiederten Thiere.

Um zu solchem Resultate, zu einer solchen Ausbildung des Flügels zu gelangen, hat die Natur sich genöthigt gesehen, den Fuß fast ganz unentwickelt zu lassen. Bei den großen Mauerschwalben sind die Füße atrophisch; der Flügel gewinnt dadurch und man sagt, daß dieser

Vogel an vierzig Meilen in der Stunde fliegt. Diese ungeheure Schnelligkeit kommt der des Fregattvogels gleich, dessen Fuß sehr kurz ist, während die Mauerschwalbe nur einen Stumpf hat. Will sich dieselbe setzen, so geschieht es durch ein Auflegen mit dem Bauche, aber sie setzt sich höchst selten.

Soll sie von einem niederen Orte sich einen Aufschwung geben, so wird ihr das sehr schwer; daher nistet sie so hoch, daß sie gleich in das ihr befreundete Element fällt. Dort in der Luft ist sie frei, ist Herrin, während sie auf der Erde, dem Festen, Sklavin, abhängig von allen möglichen Zufällen erscheint und in die Gewalt des ersten Besten kommt, der sich ihrer bemächtigen will.

Der treffendste Name dieser Gattung ist der griechische *ἄποδος*, die fußlose. Das große Volk der Schwalben mit seinen sechzig Arten, die auf der Erde verbreitet sind, Jedermann durch ihre Anmuth, durch ihren seltsam launenhaften Flug und ihr liebenswürdiges Geplauder erheitern, verdankt diese Eigenschaften dem Umstande, daß sie alle wenig oder gar keine Füße haben. Sie sind in Folge dessen die beweglichsten der ganzen beschwingten Genossenschaft der Vögel, aber zu gleicher Zeit im Neste und beim Brüten die seßhaftesten.

Der Umstand nun, daß der Fuß vernachlässigt ist, nöthigt die Jungen, länger im Neste zu bleiben, erhält sie länger unter der elterlichen Aufsicht und Pflege. Kommt dann noch hinzu, daß der Unterricht im Fliegen weit länger dauert und beschwerlicher ist, so darf man sich nicht wundern, daß das Familienleben bei ihnen zärtlicher, herzlicher ist, als bei vielen anderen. Der beweglichste aller Vögel ist zugleich durch Neigung ge-

bunden; das Nest ist bei ihnen nicht blos das Brautbett, ein Flitterwochen-Aufenthalt, sondern eine Häuslichkeit, der Schauplatz einer schwierigen Erziehung und gegenseitiger Opfer. Da waltet eine zärtliche Mutter, eine treue Gattin; die jungen Schwestern bemühen sich, der Mutter beizustehen, während sie selber schon Mütter sind und Nährerinnen noch kleinerer Kinder!

Aber solche Zärtlichkeit der Beziehungen dehnt sich noch zu einer weiter gehenden Brüderlichkeit aus: in der Gefahr sind alle Schwalben Geschwister; schreit die eine, kommen alle andern hinzu; wird eine gefangen, wehklagen alle und bestreben sich, sie zu befreien.

Wenn diese reizenden Thiere ihre Theilnahme sogar bis auf Vögel von anderen Gattungen ausdehnen, so kann man das begreiflich finden. Sie haben vermöge ihres gewandten Flügels minder den Raubvogel zu fürchten, als die andern, und daher warnen sie das Hausgeflügel stets zuerst vor der drohenden Gefahr. Das Huhn und die Taube suchen sich gleich einen Zufluchtsort, wenn sie den schrillenden Warnungsruf der Schwalbe vernehmen.

Der Volksglaube irrt sich nicht, wenn er die Schwalbe für das gutmüthigste, beste Mitglied der geflügelten Gesellschaft hält.

Das kommt daher, weil sie am glücklichsten, am freiesten von allen Vögeln ist.

Frei vermöge ihres wunderbaren Fluges, vermöge der Leichtigkeit, mit der sie Nahrung findet, frei noch dazu in der Wahl des Klima's.

Daher ist auch die Bedeutung ihrer Sprache (denn ihre Töne sind mehr ein freundschaftliches Gespräch mit

ihren Schwestern, als Gesang) ein Loblied auf das Leben, auf die Natur.

Libertà, molto e desiato bene! Dies Wort kam mir in den Sinn, als ich in Turin auf dem großen Markte stand und wir nicht müde werden konnten, den unzähligen Schwalben zuzusehen, die mit unaufhörlichem Gezwitscher umherflogen. Sie finden dort, von den Alpen herabkommend, bequeme, fertige Wohnungen in den Löchern und Winkeln der großen Paläste. Mitunter, und namentlich gegen Abend, schwatzten und schrieen sie so laut, daß sie kaum ihr eigenes Wort verstanden; dann stürzten sie sich pfeilschnell herab, streiften die Erde, stiegen aber so schnell wieder in die Höhe, daß es aussah, als wären sie von einer Feder geschnellt. Im Gegensatz zu uns, die wir unaufhörlich von der Erde angezogen werden, schienen sie nach obenhin zu gravitiren. Niemals sah ich ein Bild von so unumschränkter Freiheit; es war eine unendliche Lust, ein nie aufhörender Jubel, mit dem sie auf ihrer Reisestation sich vergnügten.

Die Harmonie
in der gemäßigten Zone.

Man kann die Frage aufwerfen, warum bei uns die Schwalbe und so viele andere Vögel ihre Wohnung so nahe bei der des Menschen aufschlagen, warum sie unsere Freunde werden und so zu sagen an unserem Leben Theil nehmen, indem sie es durch ihren Gesang verschönern.

Es liegt wohl darin, daß in der gemäßigten Zone beide, der Vogel wie der Mensch, frei sind von den drückenden Zufallsumständen und Gefahren, welche im Süden den Menschen vom Thiere trennen, ja einen dem anderen feindlich entgegenstellen. Die Hitze, welche den Menschen schlaff macht, reizt dagegen den Vogel und giebt ihm jene glühende Rastlosigkeit und Unruhe, jene herbe Gewaltsamkeit, die sich in rauhem, heiseren Geschrei kund giebt. In den Tropengegenden sind sie beide in vollständigem Gegensatze, weil sie einer tyrannischen Natur unterworfen sind, die verschieden auf sie wirkt.

Von jenem Klima in das unsere übersiedeln, heißt frei werden; dort müssen wir unter der Natur leiden, hier beherrschen wir sie. Die Natur unserer gemäßigten Zone ist dem Menschen am angemessensten, seinem Charakter am ähnlichsten; sie giebt keine Frucht ohne Arbeit, aber dadurch veranlaßt sie eben zur Thätigkeit und Industrie.

Auf den ersten Anschein schwermüthig und einförmig, bietet sie Wälder und Wiesen dar, die einen ganz anderen Eindruck machen, als in den Tropen. Es ist die Wiese, der schöne grüne Teppich Englands und Irlands, mit dem feinen, zarten Grase; nicht aber das Gestrüpp der Steppen Asiens, nicht die dornige, feindliche Vegetation Afrika's, nicht das trotzige Kräutigt Amerika's, wo die geringste Pflanze schon holzig oder wenigstens baumartig ist. Die europäische Wiese hat vermöge ihrer vorübergehenden, alljährlich sich erneuernden Vegetation, ihrer kleinen schwach duftenden Blumen einen Charakter von Jugend, man möchte sagen, von Unschuld, die mit unseren Gedanken in Einklang steht und uns das Herz erfrischt.

Auf diesem Untergrunde von demüthigem Grase, das keinen Anspruch macht, höher zu steigen, hebt sich in starkem Gegensatze die kräftige stämmige Individualität starker Bäume ab, die von der verwirrten Vegetation südlicher Wälder wesentlich abweichen. Dort kann man vor der Menge von Schlinggewächsen und Schmarotzerpflanzen die Bäume kaum herauserkennen. In den uralten Wäldern Frankreichs und Deutschlands richtet sich stark und ernsthaft, langsam und solid gebaut, die Buche oder Eiche, dieser Held mit den nervigen Armen und stählernen Herzen, empor; er hat acht oder zehn Jahrhunderte hinter sich, und wird er vom Menschen umgehauen, so benutzt man ihn zu Werken, denen er die Ewigkeit der Werke der Natur mittheilt.

Wie der Baum, so der Mensch! Mag es uns vergönnt sein, dieser starken, friedlichen Eiche zu gleichen, deren mächtige Nahrungsorgane alle Elemente in sich gesogen und aus ihr eine würdige, nützliche, nachhaltige Persönlichkeit gemacht haben, bei der Alle vertrauensvoll

eine Stütze und Schutz suchen, die über alle verschiedenen Thiergeschlechter hülfreich die Arme ausbreitet und ihnen mit ihrem Laubdache Schutz gewährt... Zum Dank aber ertönen auch tausend Stimmen Tag und Nacht und erheitern die schweigende Majestät dieses Zeugen der Vorzeit. Die Vögel singen ihm Dankeslieder und beleben den väterlichen Schatten des Riesen mit Sang von Liebe und Jugend.

Welche unzerstörbare Kraft liegt im Klima des Occidents! Warum lebt diese Eiche tausend Jahre? Weil alle Jahr sie sich verjüngt. Sie bestimmt eigentlich den Frühlingsanfang; denn die Aufregung eines neuen, frischen Lebens beginnt für uns nicht, wenn die Natur sich mit dem gleichmäßigen Grün der gewöhnlichen Vegetation bedeckt; sie beginnt erst, wenn wir die Eiche neue kräftig grüne Blätter treiben sehen, wenn die Ulme unbekümmert um die treibende Ungeduld untergeordneterer Bäume, mit leichtem Grün die strenge Zartheit ihrer luftigen, fein am Himmel sich abhebenden Zweige umkleidet.

Dann erst spricht die Natur zu uns, ihre mächtige Stimme stört selbst den Gleichmuth der Weisen.

Ich habe in Klimaten gelebt, wo der Olivenbaum, die Orange ewig ihr Grün behalten. Ohne die Schönheit dieser herrlichen Bäume zu verkennen, konnte ich mich doch nicht an die gleichmäßige Monotonie ihres unveränderlichen Kleides gewöhnen, welche allerdings dem ewig blauen Himmel entsprach. Es war mir immer, als müsse ich auf eine Erneuerung warten, die aber ausblieb; Tage vergingen, aber einer wie der andere; kein Blatt fiel ab, kein Wölkchen zeigte sich am Himmel. Regen, Sturm, Unwetter, alles wäre mir lieber gewesen, damit nur am Himmel oder auf der Erde die Idee

der Bewegung, der Erneuerung sich geltend mache. Das Herz verlangt einmal alljährlich den Anblick einer neuen Schöpfung, und giebt sich dann der Hoffnung hin, daß die Seele auch sich erneuern und wiederaufleben und durch Abwechselung von Schlaf, Tod oder Winter sich neue Frühlinge schaffen könne.

Mensch, Vogel, die ganze Natur besagt dasselbe: wir leben nur durch den Wechsel. Den starken Gegensätzen von Hitze und Kälte, Nebel und Sonne, Traurigkeit und Freude verdanken wir die Gestähltheit, die Kraft des Charakters unseres Westens. Langweilt und stimmt heute der Regen trübe, morgen wird wieder schön Wetter sein; alle Pracht des Orients, alle Wunder der Tropen wägen zusammen genommen nicht das erste Frühlingsveilchen, das erste Lerchenlied, die Freude des jungen Mädchens auf, das zum ersten Male wieder ein weißes Sommerkleid anzieht.

Der Vogel

im Dienste des Menschen.

„Der geizige Landbauer“, sagt Virgil, und mit vollem Rechte, — denn in seiner blinden Habsucht verfolgt er die Vögel, welche durch Vertilgung der Insekten ihm seine Erndten erhalten. Nicht ein Korn gönnt er dem, welcher in regnigten Wintern die künftigen Insekten in ihrem Zustande als Larven schon ausgespäht hat und Tausende von Raupen jeden Tag vertilgt. Lieber läßt er Säcke voll Getreide den erwachsenen Insekten zur Beute werden und giebt seine Felder den Heuschrecken Preis.

Die Augen nur auf seine Furche geheftet, nur auf den Augenblick bedacht, ist er blind gegen die große Harmonie der Natur, die nie ungestraft gestört wird, und ist stets ein Anhänger und Unterstützer der Gesetze gewesen, welche gegen seinen Helfer bei der Arbeit, gegen den Insekten vertilgenden Vogel gerichtet sind. Die Insekten aber haben den Vogel gerächt und an manchen Orten möchte man gern die getödteten Vögel wieder herbeischaffen. Auf der Insel Bourbon setzte die Regierung auf die Köpfe solcher Vögel Preise aus; sie sind im Aussterben begriffen, und nun haben die Heuschrecken Besitz von der Insel genommen, und verheeren und verwüsten Alles, was ihnen vorkommt. Ebenso ist es in Nordamerika mit dem Vertheidiger des Welschkorns, dem Querspecht. Selbst

der Sperling, der selber Körner frißt, aber ihm doch noch überwiegend nützt, der räuberische, mit so viel Schimpfworten überhäufte Sperling ist eine Nothwendigkeit, wie sich in Ungarn gezeigt hat, wo man die Erfahrung machen mußte, daß er allein im Stande sei, das Heer von Maikäfern und tausend anderen geflügelten Feinden zu bewältigen, die in den Niederungen die Tyrannen spielen. Man hat den Achtbrief gegen ihn zurückgenommen und hofft davon das Heil des Landes.

Noch vor Kurzem waren bei Rouen und im Thale von Monville die Krähen auf einige Zeit zur Verfolgung auserkoren; dies wußten die Maikäferlarven, die zu unendlicher Zahl angewachsen waren, so gut zu benutzen, daß eine Wiese, die man mir zeigte, ganz und gar verdorrt war; alle Wurzeln des Grases waren abgenagt und man konnte den Rasen wie einen Teppich ganz bequem aufwickeln.

Jede Arbeit, jede Anforderung des Menschen an die Natur muß auf dem Verständnisse der Einrichtungen derselben beruhen. Es giebt nur die und die natürlichen Gesetze, die in weiser Oekonomie, eines nicht ohne Berücksichtigung des anderen bestehen kann, und so hat das Leben in seiner nächsten Umgebung in sich seinen Feind, seinen schmarotzenden Gast, der es untergräbt und zerstört.

Das träge vertheidigungslose Leben, zumal das vegetabilische, dem die Fortbewegung verwehrt ist, würde untergehen müssen, wenn ihm nicht der Schutz des unermüdlichen Feindes der Schmarotzer, des kühnen Jägers, des geflügelten Besiegers des Ungeziefers und der Ungethiere zu Statten käme.

In den Tropen, wo überall das Unthier sich geltend macht, ist dieser Krieg mehr ein äußerlicher; in unseren

Klimaten dagegen, wo Alles verborgener, geheimnißvoller und tiefer ist, hat der Kampf ein stilleres Ansehen, ist aber desto intensiver. Wenn Insekten und Unthiere in den heißen Zonen nur das Zuviel verzehren, so stehlen sie hier das Nothwendige. Dort suchen sie ihre Vorräthe aus den wild wachsenden Pflanzen, den verlorenen Samenkörnern, mit denen die Natur die Einöde überschüttet; hier bei uns aber plündern sie auf dem gehegten Felde, welches der Schweiß des Menschen bewässert, erndten an seiner Stelle, zerstören seine Arbeit und gehen damit ihm selbst an's Leben.

Man sage nicht: „der Winter kommt uns zu Statten, er wird den Feind tödten.“ Allerdings tödtet er ihn. Hätte sein Leben ja doch auch so nicht mehr lange gedauert, da es, besonders bei den Ephemeriden, an das der Blumen und Blätter geknüpft ist. Aber bevor er stirbt, sichert er wohlweislich seine Nachkommenschaft, indem er deren Keim geschickt an den geeigneten Stellen versteckt. Theils als Eier oder in Larvengestalt, oft sogar auch in eigener erwachsener Person schlafen diese unsichtbaren Krieger einstweilen im Schooße der Erde und erwarten ihre Zeit. Aber der Schooß der Erde ist auch nicht ganz unbeweglich. Auf den Wiesen sieht man wellenförmige Gänge sich erheben, der schwarze Schanzgräber, der Maulwurf, setzt seine Arbeiten rüstig fort. Höher, ganz im Trocknen, auf den Böden tröstet die philosophische Ratte in Haufen von Getreide sich über die Jahreszeit.

Aber dann im Frühjahr wird Alles lebendig, oben, unten, von rechts und von links kommen in hellen Haufen diese Nagevölker, die sich stationenweise ablösen; jedes hat seinen bestimmten Monat, seinen Tag, und alle zu=

sammen bilden ein riesiges Aufgebot, welches die Natur in's Feld schickt gegen die Werke des Menschen. Das Princip der Theilung der Arbeit ist bei ihnen auf das Consequenteste durchgeführt; jeder weiß seinen Posten voraus und irrt sich nie; jeder geht gerade auf seinen Baum, seine Pflanze los. Und ihre Anzahl ist so groß, daß es kein Blatt giebt, welches nicht eine Million zur Einquartierung hätte.

Was beginnst du nun, armes Menschlein? Wie willst du dich vertausendfachen? Hast du Flügel, ihnen zu folgen, ja nur Augen, um sie alle sehen zu können? Du kannst so viel tödten, als du Lust hast, das kümmert sie nicht; tödtest du sie zu Millionen, so leben sie zu Milliarden fort. Wenn du die sichtbaren mit Schwert und Feuer vertilgst, indem du die Pflanze selber Preis giebst, so kannst du gleich daneben das heimliche Nagen der großen Armee von Atomen vernehmen, die von deinem Siege über die Nachbarn keine Notiz nimmt und unsichtbar ihr Zerstörungswerk fortsetzt.

Nun hat man freilich dabei unter zwei Mitteln die Wahl.

Das eine besteht darin, daß man Alles mit einander vergiftet, die Saat z. B. in Sulfat von Kupfer taucht. Der Feind ist darauf nicht eingerichtet; wenn er sie berührt, stirbt er, vergeht; aber freilich, du wirst auch nicht besonders fortkommen, und die Plagen unserer Zeit durch vergiftetes Getreide noch vermehren.

Nein, mach' es besser, laß die Sachen gehen, wie sie wollen. Gegen so viel Feinde sich zurückziehen, bringt keine Schande. Laß' ihnen den Willen und kreuze die Arme, es sind ihrer zu viel; was kannst du als Einzelner gegen diese allgemeine Verschwörung thun? sie sind zu zahlreich!

Aber du bleibst eigensinnig: „Dort sind Felder, welche alle Hoffnung gaben; dort eine feuchte Weide, wo es so schön ist, meine Ochsen im Grase fast verschwinden zu sehen. Ich werde die Heerden hinführen!“

O, man wartet schon auf sie. Was sollte denn ohne sie aus der Unzahl von Insekten werden, die nur Blut trinken? Das Blut des Ochsen schmeckt gut, das des Menschen noch besser. Setz' dich also nur bei deiner Heerde nieder, man wird dich sehr gern sehen, denn du bist, wenn kein angenehmer Gast, doch ein leckeres Mahl. Alle diese Stachel, Rüssel, Zangen werden sich's in deinem Fleische wohl sein lassen, eine blutige Orgie beginnt auf deinem Körper mit dem rastlosen rasenden Tanze dieser heißhungrigen Schaaren, die nicht aufhören, bis sie umfallen; mehr als einen wirst du an der berauschenden Quelle von Blut, die sein Stachel sich eröffnet, sich umwenden und sterben sehen vor Uebergenuß. Und wenn dein ganzer Körper blutet, verwundet, mit geschwollenen Weffen übersät ist, hoffe doch nicht auf Ruhe. Es kommen Andere und stets wieder Andere, ohne Ende; denn wenn das Klima minder glutvoll ist, als in den südlichen Zonen, so ist dagegen der fortwährende Regen von süßem lauen Wasser, das auf unsere Gegend herniederströmt, von einer so verzweifelten Fruchtbarkeit an diesen untergeordneten, habgierigen Wesen, welche die höchste Eile haben, in die Welt zu kommen, sich zu entwickeln und durch Zerstörung von höherem Leben sich auszubilden!

Auf schönen grünen Hügeln, die mit Gebüsch oder Weidegras bewachsen waren (und zwar im Westen von Frankreich), sah ich, wie ungeheure stagnirende Sümpfe von Regenwasser endlich von den Strahlen der Sonne aufgesogen wurden. Aber das Wasser hinterließ als

Erbschaft eine reiche animalische Gesellschaft von Schnekken, Würmern, tausenderlei Insekten, die alle vortrefflichen Appetit hatten, mit Zähnen zur Welt gekommen waren und furchtbares Rüstzeug, sinnreiche Instrumente zum Zerstören trugen. Da wir selbst keine Macht hatten, gegen diese schnalzenden, hin und her sich bewegenden Geschöpfe, die uns allerdings sehr unerwartet kamen, und beinahe uns selbst aufgezehrt hätten: so verfielen wir auf den Gedanken, einige Hühner für uns den Kampf aufnehmen zu lassen, die in ihrer unerschrockenen Gefräßigkeit weder die Zahl der Feinde zählten, noch Kriegsrath hielten, sondern frisch drauf los schlangen. Diese Hühner, theils aus der Bretagne, theils aus der Vendée, machten dem Rufe der Tapferkeit ihrer Heimath Ehre, und turnirten um so wackerer, als ein jedes auf seine Weise sich dabei benahm. Die „Schwarze", die „Graue", die „Gakelaja" (das waren ihre Kriegsnamen) gingen zusammen in geschlossenen Reihen vorwärts und überwanden jeden Widerstand, dagegen die „Träumerin," der „Philosoph" mehr auf den Guerillakrieg sich legte, und dabei noch größere Wunder that. Eine prächtige schwarze Katze, der Genosse ihrer Einsamkeit, ging den ganzen Tag der Fährte des Maulwurfes und der Eidechse nach, machte Jagd auf Wespen, fraß spanische Fliegen, respektirte indessen die Hühner, von denen sie sich in ehrfurchtsvoller Entfernung hielt.

Noch ein Wort von den letzteren. Alles naht seinem Ende und so mußten auch wir jenen Aufenthalt verlassen; was sollte nun aus unseren braven Hühnern werden? Wenn wir sie verschenkten, wurden sie gewiß geschlachtet und gegessen. Lange Zeit beriethen wir, endlich aber kam ein kräftiger Entschluß zu Tage. Wie die Wilden

glauben, daß es besser ist, von der Hand derjenigen zu sterben, die man liebt, und meinen, wenn sie von Helden essen, selber heldenhafter zu werden, so schlachteten **wir**, nicht ohne zu seufzen, unsere Hühner und richteten zu ihrem eigenen Leichenschmause sie selber an. —

Der allgemeinen Anwesenheit des Insektes, der Allgegenwart der Zahl entspricht die des Vogels, der Schnelligkeit, des Flügels. Die Hauptkrisis tritt ein, wenn das Insekt, durch die Wärme der Jahreszeit entwickelt, dem Vogel entgegentritt, der sich schon vervielfältigt hat; dem Vogel, der, da er keine Milch besitzt, gerade in diesem Augenblicke eine zahlreiche Familie durch seine Jagd auf lebende Beute zu ernähren hat. Jedes Jahr würde die Welt in Gefahr sein, wäre der Vogel ein Säugethier, wäre die Verpflegung die Arbeit eines einzigen Individuums, eines Magens. Aber die lärmende, schreiende, gefräßige Brut, die mit zehn oder vierzehn Schnäbeln nach Beute schreit, nöthigt die Mutter zu einem verzweifelten Fleiße in Herbeischaffung der Insekten. Die Meise sogar ist häufig nicht im Stande, dem Heißhunger ihrer zwanzig Kinder abzuhelfen, da sie mit dreihundert Raupen täglich noch nicht genug haben; sie sieht sich daher genöthigt, in die Vogelnester zu gehen und dort den Jungen die Schädel zu öffnen.

Von unseren Fenstern aus haben wir schon vom Winter ab den nützlichen Krieg des Vogels gegen das Gewürm beginnen sehen. Das anständige und rechtschaffene Ehepaar der Amseln, die man Blattumwender nennen könnte, betrieb ihre Arbeit auch zusammen wie verträgliche Eheleute; so wie die Sonne auf den Regen folgte, gingen sie an die feuchten Stellen, hoben ein

Blatt nach dem andern empor und verfuhren so gewissenhaft, daß auch Nichts ihrer Aufmerksamkeit entging.

So mußte selbst in den traurigsten Monaten, wo der Schlaf der Natur dem Tode so ähnlich ist, der Vogel uns das Schauspiel des Lebens vergegenwärtigen. Selbst vom Schnee aus begrüßte uns beim Erwachen die Amsel. Bei unseren ersten Spaziergängen im Winter hatten wir stets in unserer Nähe den Zaunkönig mit seinem goldenen Kamme; seinem leisen, schnellen Gesang, seinem sanften, flötenartigen Schlag. Die Sperlinge waren zutraulicher; sie erschienen auf unserem Balcon, und zwar zu den bestimmten Stunden, wo sie wußten, daß zwei Mal täglich für sie der Tisch gedeckt ist, ohne daß es ihnen die Freiheit kostet.

Im übrigen aber machen sie als redliche Arbeiter im Frühjahr sich ein Gewissen daraus, etwas zu verlangen. Sobald ihre Jungen flügge geworden sind, haben sie stets freudig sie an unser Fenster gebracht, gleich als wollten sie sie uns vorstellen und sich bei uns bedanken.

Die Arbeiter-Vögel.

Der Specht.

Von allen den Verleumdungen, welche man sich über die Vögel erlaubt hat, ist keine thörigter als die, daß der Specht, welcher die Bäume aushöhlt, sich die gesunden und harten aussucht; gerade diejenigen, welche ihm am meisten Schwierigkeiten darbieten und ihm die größte Arbeit machen. Der gesunde Menschenverstand muß sich sagen, daß dies arme Thier, welches von Würmern und Insekten lebt, vorzugsweise die kranken, wurmstichigen Bäume sucht, welche ihm weniger Widerstand leisten und ihm außerdem eine reichlichere Ausbeute versprechen. Der hartnäckige Vernichtungskrieg, welchen er gegen diese Zerstörer der gesunden Bäume führt, ist ein außerordentlicher Dienst, den er uns leistet. Der Staat sollte ihm, wenn auch kein Gehalt, doch wenigstens den Titel als Conservator der Wälder geben. Ganz im Gegentheil haben sogar mitunter unwissende Beamte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt.

Aber der Specht wäre ja nicht das Ideal eines Arbeiters, wenn er nicht zugleich verleumdet und verfolgt würde. Seine bescheidene Corporation, welche durch die beiden Welten verbreitet ist, dient dem Menschen, giebt ihm Lehren und erfreut ihn. Sein Kleid wechselt; das gemeinschaftliche Erkennungszeichen ist die rothe Kappe, mit welcher dieser gute Arbeiter seinen dicken und festen

Schädel zu bedecken pflegt. Sein Handwerkszeug, das ihm als Spaten und Stichel, als Meißel und Hammer dient, ist sein stark geschnittener Schnabel. Seine nervigen Beine sind mit starken, schwarzen, fest und kräftig packenden Nägeln versehen, geben ihm auf seinem Zweige vollkommene Sicherheit, wo er ganze Tage in einer unbequemen Stellung zubringt, von oben bis unten klopfend und hackend. Mit Ausnahme des Morgens, wo er sich schüttelt und seine Glieder geschmeidig macht, wie sich alle guten Arbeiter eine kurze Erholung gönnen, um dann nicht mehr sich stören zu lassen, schaarwerkt er den lieben langen Tag mit einer seltsamen Emsigkeit. Spät in der Nacht, wenn schon Alles schweigt, hört man ihn stundenlang noch pochen.

Sein Körperbau entspricht einem so fleißigen Leben; seine stets angespannten Muskeln machen sein Fleisch hart und zähe. Seine große Gallenblase scheint auf die erbitterte, heftige Wuth zur Arbeit hinzudeuten.

Die Ansichten, welche man über diesen wunderlichen Vogel verbreitet hat, sind sehr mannigfacher Art. Je nach dem geringeren oder höheren Werthe, welchen man auf Arbeit legt, hat man ihn gut oder schlecht beurtheilt; denn wer selber gerne oder nicht gerne arbeitet, richtet danach auch seine Ansicht über die fleißigen Leute ein.

Man hat auch gefragt, ob der Specht traurig oder fröhlich sei, und hat verschiedenartige Antworten darauf bekommen, die jedoch vielleicht in Bezug auf eine bestimmte Art und ein bestimmtes Klima stets richtig gewesen sein mögen. Mir scheint es natürlich, daß Wilson, Audubon, welche besonders von dem schönen Specht mit den Goldflügeln in den Carolina's an der Tropengrenze sprechen, ihn lustiger, lebhafter gefunden haben; dieser Specht hat

in einem heißen und an Insekten reichen Lande einen leichten Lebenserwerb; sein gebogener, zierlicher Schnabel ist minder hart, als der Schnabel unseres Spechtes und deutet darauf hin, daß er es mit minder widerstandslustigem Holze zu thun habe. Für den Specht Frankreichs und Deutschlands, der die Borken unserer alten europäischen Eichen zu durchbohren hat, paßte ein anderes Werkzeug; ein viereckiger, schwerer und starker Schnabel; es ist übrigens auch wahrscheinlich, daß er mehr Arbeitsstunden des Tages hat, als jener; er befindet sich in der Lage eines schlecht gestellten Arbeiters, der mehr thun muß und schlechter bezahlt wird. Besonders bei allgemeiner Dürre geht sein Handwerk erbärmlich; seine Beute zieht sich tiefer zurück und sucht Kühlung. Daher sein Ruf Regen herbeiwünschen soll. In Burgund nennt man ihn den Advocaten des Müllers. Specht wie Müller müssen feiern, wenn's an Wasser fehlt, und laufen Gefahr, zu fasten.

Unser großer Ornithologe und sinnreicher, vortrefflicher Beobachter, Toussenel, irrt aber vielleicht über den Charakter des Spechtes, wenn er denselben lustig nennt, und zwar thut er das wegen der spaßhaften Sprünge, welche dieser Vogel macht, um sein Weib zu gewinnen. Aber mein Gott, von uns begehen ja so Viele, selbst die Ernsthaftesten, die gleiche Thorheit in solchem Falle! Er nennt ihn auch Hanswurst wegen seines schnellen Umkehrens und Absetzens; aber für einen Vogel, dessen Flug nur mittelmäßig ist, war es vielleicht stets das Klügste, einem so vortrefflichen Jäger gegenüber, sich nicht zu sehr auszusetzen, und dies Manöver beweist nur für seinen Verstand.

Ich bitte den berühmten Schriftsteller, noch einmal

die Gewohnheiten und die Stimmung in Betracht zu ziehen, welche eine so anhaltende Arbeit geben muß. Die Länge der Arbeitszeit überschreitet außerordentlich das bequeme Maaß dessen, was Fourrier die „anziehende Arbeit" nennt. Der Specht ist ein Einzelarbeiter und für eigene Rechnung. Er beklagt sich gewiß nicht; er fühlt, daß er das Interesse hat, lange und viel zu arbeiten. Auf seinen derben Beinen in anstrengender Stellung stehend, bleibt er den ganzen Tag so und noch darüber hinaus. Ist er glücklich? Ich glaube es, aber fröhlich, daran muß ich zweifeln, eben so wenig, wie er traurig ist. Leidenschaftliche Arbeit, die uns so ernst macht, verscheucht dagegen auch die Traurigkeit.

Ein unverständiger Arbeiter oder der arme Thor, der das Glück nur in der Unbeweglichkeit findet, können nicht umhin, in einem so unermüdlich thätigen Leben den Fluch des Schicksals zu sehen. Der deutsche Dorfbewohner versichert, daß der Specht ein ehemaliger Bäcker ist; der müßig hinter seinem Schiebefenster sitzend, das arme Volk mit falschem Gewichte betrogen und es zum Hungern gebracht hat. Zur Strafe arbeitet er jetzt und muß bis zum jüngsten Gerichte arbeiten, während seine Nahrung nur aus Insekten besteht.

Eine eben so traurige als seltsame Erklärung. Die alte italienische Sage gefällt mir besser. Picus, der Sohn der Zeit (des Saturn) war ein keuscher Held, welcher die trügerische und heuchlerische Liebe der Circe verschmäht hat. Um ihr zu entkommen, hat er Flügel angenommen und ist in die Wälder geflohen. Wenn er menschliche Gestalt nicht mehr hat, besitzt er doch etwas, das mehr ist: einen göttlichen, vorausschauenden, pro-

phetischen Geist; er weiß, was kommt, und sieht, was noch nicht ist.

Ein sehr wichtiges Urtheil über den Specht ist das der Indianer Nordamerika's. Diese Helden fühlten wohl heraus, daß der Specht in seiner Art ein Held ist. Sie tragen gern den Kopf des Spechts mit dem Elfenbeinschnabel und glauben, daß seine Hitze, sein Muth damit auf sie übergehe; ein sehr begründeter Glaube, wie die Erfahrung lehrt, denn der Muthigste fühlt sich noch stärker, wenn er fortwährend dies sprechende Symbol bei sich trägt. Er sagt sich selbst: „Ich will an Stärke und Ausdauer diesem gleich werden!"

Doch wohl gemerkt, wenn der Specht ein Held ist, so ist er der friedliche Held der Arbeit. Er verlangt Nichts weiter; sein Schnabel, der furchtbar sein könnte, seine sehr starken Klauen sind dennoch für etwas ganz anderes geschaffen, als für den Streit. Die Arbeit hat so ganz und gar Besitz von ihm genommen, daß gar keine Art von Rivalität ihn zum Kampfe bringen kann. Sie absorbirt alle seine Bestrebungen, alle seine Fähigkeiten.

Seine Arbeit ist verschiedenartig und nicht leicht. Erstens prüft dieser vortreffliche Forstmann voller Takt und Erfahrung seinen Baum mit dem Hammer, ich meine mit dem Schnabel. Er auscultirt, wie der Baum klingt, was er sagt, was er in sich hat; das Auscultationsverfahren, in unserer Medicin noch so neu, ist seit Tausenden von Jahren die Hauptkunst des Spechts. Durch das Gehör befragte, sondirte, sah er die Höhlungen, welche die Gewebe des Baumes haben. Mancher, der wegen seines Riesenwuchses und seiner anscheinenden Gesundheit und Stärke vom Anschlaghammer als Nutzholz für die Marine gezeichnet worden ist, wird von dem viel geschick-

teren Spechte für cariös, faulig gehalten; er sieht es voraus, daß derselbe beim Bau brechen oder später dem Wasser einen Durchgang lassen und einen Schiffbruch verursachen werde.

Hat der Specht seinen Baum geprüft, so spricht er ihn sich zu und etablirt sich auf ihm; er soll der Zeuge seiner Kunst werden. Der Baum ist hohl, also verdorben, also bevölkert, eine ganze Tribu von Insekten bewohnt ihn. Man muß an das Thor der Stadt klopfen; die Bürger werden dann bestürzt entweder über die Mauern der Stadt fliehen wollen, oder unten durch die unterirdischen Kanäle. Es bedürfte vieler Schildwachen deshalb. In Ermangelung deren, wacht der einzige Belagerer und sieht von Zeit zu Zeit hinter sich, um unterweges die Flüchtlinge zu erschnappen, wozu ihm eine außerordentlich lange Zunge, die er wie eine kleine Schlange bewegt, sehr gute Dienste leistet. Die Ungewißheit dieser Jagd, der gute Appetit, welchen er dabei gewinnt, machen ihn leidenschaftlich; er guckt zwischen Borke und Baum und weidet sich an dem Schrecken und den Angstberathungen des feindlichen Heeres. Bisweilen steigt er sehr schnell herab, vermuthend, daß ein geheimer Ausgang etwa die Belagerten retten könne.

Ein außen gesunder, im Innern morscher, verfaulter Baum ist für den Patrioten, welcher über das Geschick der Staaten nachdenkt, ein schreckliches Bild. Rom fühlte zu den Zeiten, wo die Republik schwach zu werden begann, sich diesem Baume ähnlich und schrak eines Tages zusammen, als ein Specht mitten auf dem Forum gerade unter der Hand des Prätors sich vor dem Tribunale niederließ. Das Volk gerieth in große Aufregung und bekam bange Ahnungen. Die Auguren, nach denen man

gleich geschickt, kommen an und sagen: Wenn der Vogel ungestraft fortfliegt, wird die Republik zu Grunde gehen; wenn er bleibt, bedroht er nur noch den, welcher ihn in seiner Hand hat, den Prätor. Dieser Beamte, der Aelius Tubero hieß, tödtete den Vogel sogleich, starb selber bald darauf und die Republik bestand noch zweihundert Jahre.

Das ist erhaben, nicht lächerlich. Sie bestand weiter in Folge des edlen Rufes, der an die Opferfreudigkeit des Bürgers erging; sie dauerte, in Folge der stummen Antwort, welche ein edles Herz gab. Solche Handlungen sind früchtebringend; sie machen Menschen zu Heroen und sichern die Dauer der Staaten.

Um wieder auf unseren Vogel zurückzukommen. Dieser Arbeiter, dieser Einsiedler und große Prophet entzieht sich nicht dem allgemeinen Loose. Zwei Mal im Jahre verleugnet er sich, fällt von seiner Gleichmüthigkeit ab, und — sollen wir es sagen — wird lächerlich. Glücklich, wenn unter den Menschen das nur zwei Mal des Jahres passirt.

Lächerlich wird er nicht dadurch, daß er verliebt ist, sondern weil er sehr komisch liebt. Fein in sein bestes Gefieder gehüllt, seine etwas trübselige Miene durch seine schöne scharlachene phrygische Mütze hebend, umkreist er das Weibchen; seine Nebenbuhler thun dasselbe. Aber diese unschuldigen Arbeiter, die sich nur auf ernste Werke verstehen, wissen mit den Künsten der schönen Welt, mit den Anmuthsgeberden der Kolibri's freilich nicht Bescheid; sie können Nichts, als ihre Hochachtung, ihre höchst demüthigen Huldigungen durch allerdings sehr linkische Sprünge an den Tag legen. Wenigstens sind sie linkisch in unseren Augen; in denen des Gegenstandes, dessen Aufmerksamkeit sie erregen wollen, sind sie es minder.

Sie gefallen, und mehr braucht es nicht; hat die Königin ihre Wahl getroffen, so findet kein Kampf statt. Welche bewunderungswürdigen Sitten der guten braven Arbeiter! Die Anderen ziehen sich zurück, zwar betrübt, aber mit zartem Takte die Achtung vor der Freiheit bewahrend.

Nun sollte man vielleicht glauben, der Bevorzugte und seine Schöne würden müßiggängerisch sich ganz der Liebe weihen und in den Wäldern umherirren; nicht im Geringsten. Gleich unmittelbar darauf fangen sie an zu arbeiten. „Zeige mir deine Talente, sagt sie, ich muß sehen, ob ich mich nicht getäuscht habe!“ Welch' eine Gelegenheit für einen Künstler! Sie ermuthigt sein Genie; aus einem Zimmermann wird er ein Tischler, aus einem Tischler Mechaniker; die Regelmäßigkeit der Formen, der Rythmus des Göttlichen, enthüllt sich ihm aus der Liebe.

Es ist gerade so wie bei der hübschen Geschichte des berühmten Schmiedes von Antwerpen, Quintin Messys, der die Tochter eines Malers liebte und, um sich Gegenliebe zu erwerben, der größte Maler Flanderns im sechszehnten Jahrhundert ward.

Eines Morgens wurde Freund Specht auch Bildhauer. Mit der strengen Sicherheit, der vollkommenen Rundung, wie sie fast nur durch den Zirkel zu erreichen ist, meißelt er eine zierliche, schöne, halbkugelförmige Wölbung aus. Das Ganze wird so glatt wie Marmor und Elfenbein; an strategischen und sanitätspolizeilichen Vorrichtungen fehlt es auch nicht. Ein gewundener enger Eingang, der nach außenhin niedriger ist, damit das Wasser nicht eindringt, begünstigt die Vertheidigung; es bedarf nur eines Kopfes mit muthigem Schnabel, um ihn zu schließen.

Welches Herz könnte da widerstehen? Wer nähme

nicht gern diesen Künstler, diesen arbeitsamen Beschaffer der Familienbedürfnisse, diesen unerschrockenen Vertheidiger? Wer glaubte nicht, sicher hinter der edlen Hut dieses ergebenen Kämpen das zarte Mysterium der Mutterschaft zu Ende bringen zu können?

Man widersteht auch nicht, und so sind sie eingeführt in's Brautgemach; nur eines fehlt, der Hochzeitssang, ein Hymen! Hymenäe! Was kann der Specht dafür, wenn die Natur seinem Geiste die Muse der Musik fern gehalten hat. Aber in seiner scharfen Stimme wird man doch den Ton des Herzens vernehmen.

Mögen sie glücklich sein; mag eine junge, liebenswürdige Generation unter ihren Augen sich aufthun und gedeihen. Die Raubvögel können nicht wohl eindringen, aber möge nur die Schlange, die abscheuliche schwarze Viper nicht dies Nest besuchen; möge die Hand des muthwilligen Knaben fern bleiben, die so gerne die junge Brut entführt!

Wenn anhaltende Arbeit, innige Liebe zur Familie, heroische Vertheidigung der Freiheit die Achtung des Menschen erwecken und seine grausamen Hände zurückhalten könnten, so würde kein Jäger diesem braven Vogel etwas zu Leide thun. Ein junger Naturforscher, der einen Specht erstickte, um ihn auszustopfen, erzählte mir, daß er von diesem Kampf ordentlich krank geworden sei; er habe Gewissensbisse bekommen und es sei ihm gewesen, als habe er einen Mord begangen.

Wilson scheint Aehnliches empfunden zu haben. „Das erste Mal, sagt er, als ich diesen Vogel in Nord-Carolina beobachtete, verwundete ich ihn leicht am Flügel, und als ich ihn fing, stieß er ein Geschrei aus, ganz wie ein Kind; aber so stark und jammervoll, daß mein davor ent-

setztes Pferd mich beinahe abgeworfen hätte. Ich nahm ihn mit nach Wilmington; als ich durch die Straßen ritt, zog das fortwährende Geschrei des Vogels eine Menge Personen, besonders Weiber, zu den Fenstern und Thüren. Ich ritt weiter, und als ich in den Hof des Gasthauses kam, sah ich den Wirth und viele Leute herbeilaufen, die sich über das Geschrei beunruhigten. Man denke also, wie ihre Unruhe sich noch steigerte, als ich bestellte, was ich für mein Kind und für mich nöthig habe. Der Wirth blieb blaß und verstört stehen und die Anderen konnten vor Verwunderung nicht sprechen. Nachdem ich mich auf ihre Kosten ein oder zwei Minuten amüsirt, deckte ich meinen Specht auf, und nun brach man in ein allgemeines Gelächter aus. Ich nahm ihn mit auf mein Zimmer und brachte ihn dort unter für die Zeit, wo ich nach meinem Pferde sehen und für dieses sorgen mußte. Ich kehrte nach einer Stunde wieder, und als ich die Thür öffnete, hörte ich wieder jenes schreckliche Geschrei, das diesmal von dem Schmerze herzurühren schien, bei einem Fluchtversuche gestört zu sein. Er war nämlich am Fenster gerade in die Höhe gegangen bis beinahe zur Decke, unterhalb welcher er angefangen hatte, zu graben. Das Bett lag voll großer Stücke Kalk, der Balken der Decke war in einer Ausdehnung von 15 Quadratzoll blos gelegt und eine Oeffnung; so groß, daß man die Hand hindurch stecken konnte, war schon in der besten Arbeit im Fensterladen, so daß es nur einer Stunde bedurft hätte, dann wäre es ihm gelungen, sich freien Ausgang zu verschaffen. Ich machte ihm um den Hals einen Bindfaden, den ich an den Tisch festband; und so ließ ich ihn; ich wollte ihn am Leben erhalten und ihm Futter suchen. Als ich wieder heraufkam, hörte ich, wie er

schon wieder bei der Arbeit war, und sah, daß er fast den Tisch zerstört hatte, an den ich ihn angebunden, und den nun seine ganze Wuth traf. Als ich diesen seinen Zorn prüfen wollte, stach er mir mehrere Male stark in den Finger und er entwickelte einen so edlen unbezähmbaren Muth, daß ich in Versuchung kam, ihn seinen heimathlichen Wäldern wieder zu geben. Er lebte beinahe drei Tage bei mir und wies alle Nahrung zurück; ich sah mit Bedauern seinem Tode zu.

Der Gesang.

Es ist wohl von Niemandem unbemerkt geblieben, daß Vögel, die in einem Wohnzimmer im Käfig hängen, selten verfehlen, sobald Besuch kommt und die Unterhaltung sich belebt, auf ihre Weise daran Theil zu nehmen, zu zwitschern oder zu singen.

Das ist durchgehends ihr Instinkt, und zwar selbst in der Freiheit. Sie sind das Echo Gottes und des Menschen; mischen sich in alles Geräusch, verbinden sich mit allen Stimmen und bringen ihre Poesie, ihre naiven, naturwüchsigen Rhythmen dazu. Sie vermehren und vervollständigen die großen Effekte der Natur durch Analogieen sowohl wie durch Contraste. Dem dumpfen Rollen des Meeres setzt der Seevogel seine scharfen, schneidenden Töne entgegen, die Turteltaube und hundert andere Vögel geben eine sanfte, schwermüthige Melodie; dem Erwachen der Felder, der Fröhlichkeit der Natur entspricht die Lerche durch ihren Gesang und trägt den Jubel der Erde zum Himmel.

So geht überall neben dem ungeheuren Instrumental-Concert der Natur, ihren tiefen Seufzern, den vollen Klangwellen, welche der Himmelsorgel entströmen, stets eine Vocalmusik her und macht sich bemerklich: der Gesang des Vogels nämlich, der fast immer durch lebhafte

Noten, welche sich gegen den tiefen Grundton abheben, wie energische Bogenstriche hervortritt.

Wie das Pflanzenleben im Frühjahr durch die Wiederkehr der Blätter sich erneuert, so wird das animalische Leben durch die Wiederkehr der Vögel, durch ihre Liebe, ihre Gesänge verjüngt und erfrischt. Es ist merkwürdig, zu sehen, wie in der südlichen Hemisphäre eine junge Welt in niederem Zustande, noch in Arbeit begriffen, danach trachtet, eine Stimme zu finden. Die höchste Blüthe der Seele und des Lebens, der Gesang, ist ihr noch versagt.

Das schönste, große Phänomen dieser Erdoberfläche zeigt sich in dem Augenblicke, wo die Natur durch Blätter und Blumen ihren stillen Sang beginnt, ihre Frühlingshymne, ihre Maisymphonie; da vibriren wir alle bei diesen Accorden, Menschen und Vögel werden melodisch. Die kleinsten selbst werden zu Poeten, oft zu erhabenen Sängern. Sie singen für ihre Gefährtinnen, deren Liebe sie gewinnen wollen, singen für Alle, die ihnen zugehören, und mehr als Einer macht unerhörte Anstrengungen des Wetteifers. Der Mensch antwortet auch dem Vogel; der Gesang des Einen ruft den des Anderen hervor. In den heißen Zonen ist eine solche Uebereinstimmung nicht bemerkbar; die glänzenden Farben, welche dort den Gesang ersetzen, schaffen kein Band der Vereinigung, wie der letztere es thut. In seinem Gewande von Juwelen bleibt der Vogel doch nur ein Einsiedler.

Ganz verschieden von diesem glänzenden, leuchtenden Wesen, ist der Vogel unserer Gegenden mit seinem demüthigen Kleide reich an Herz und der Gesellschafter des Armen. Wenige, sehr wenige suchen die schönen Gärten, die aristokratischen Gänge und Schatten der

großen Parke auf, aber mit dem Bauer leben sie Alle. Gott hat sie überall hin vertheilt; Wälder und Büsche, freie Stellen, Felder, Weinberge, feuchte Wiesen, Schilf im Weiher, Forsten der Berge, selbst die schneebedeckten Gipfel, Alles ist von geflügelten Schaaren bevölkert; kein Land ist so enterbt, keine Lage so von dieser Harmonie verlassen, daß der Mensch im Stande wäre, wo hin zu gehen, so tief oder so hoch zu steigen, wo er nicht im Sange des Vogels Lust und Tröstung fände.

Kaum beginnt der Tag, kaum erklingen vom Stalle aus die Glocken der Heerde, so macht die Bachstelze sich bereit, sie zu führen, und springt um sie herum; sie mischt sich unter das Vieh und steht mit dem Hirten auf vertrautem Fuße; denn sie weiß ja, daß sie von Menschen wie vom Vieh geliebt ist, weil sie beide von Insekten befreit. Dreist setzt sie sich den Kühen auf den Kopf und den Schafen auf den Rücken; am Tage verläßt sie sie nicht und bringt sie Abends treulich heim.

Die Bachstelze ist nicht minder pünktlich auf einem anderen Posten. Sie umfliegt die Wäscherinnen, läuft auf ihren langen Beinen bis in's Wasser und bettelt um Brodkrümchen; aus seltsamem Nachahmungsinstinkt senkt und hebt sie den Schwanz fortwährend, als wolle sie die Bewegung des Schlägels der Wäscherinnen auf die Wäsche nachmachen, um auch zu arbeiten und ihren Lohn zu verdienen.

Der Vogel der Felder vorzugsweise, der Vogel des Landmanns, seine treueste Gefährtin, ist die Lerche; er findet sie überall in der Furche, die er mühsam gezogen, sie ist da, spricht ihm Muth ein, erhält ihn bei Laune, singt ihm Hoffnung in's Herz.

Die Natur scheint gegen die Lerche stiefmütterlich

bedacht gewesen zu sein; die Anlage ihrer kleinen Krallen verhindert sie, sich auf Zweige der Bäume setzen zu können. Sie nistet am Boden ganz nahe bei dem armen Hasen und ohne anderen Schutz, als die Furche. Welch' ein unsicheres, gefahrvolles Leben während sie brütet! Wie viel Sorge und Unruhe muß sie ausstehen, da kaum ein Stückchen Rasen ihre Brut der Weihe, dem Blicke des Falken verbirgt. Sie brütet hastig, erzieht hastig ihre zitternde Brut. Wer sollte da nicht meinen, das arme Thier würde an der Traurigkeit seines Nachbarn Theil nehmen?

Aber nein; wie durch ein Wunder der Fröhlichkeit, leichten Vergessens, des Leichtsinns, wenn man so sagen will, findet sie, sobald die Gefahr aufgehört hat, gleich ihre Heiterkeit, ihren Gesang, ihre unzerstörbare Lebenslust wieder. Ja noch mehr, die Gefahren, die sie umgeben, ihr unsicheres Leben, die grausamen Prüfungen haben ihr Herz nicht verhärtet; sie bleibt so gut als fröhlich, umgänglich und vertraulich, und bietet ein bei den Vögeln seltenes Beispiel von Brüderlichkeit dar, indem sie, gleich den Schwalben, nöthigenfalls ihre Schwestern mit ernährt.

Zwei Dinge sind's, die sie erhalten und beleben: Licht und Liebe. Die Hälfte des Jahres hindurch liebt sie, zwei, drei Mal unterzieht sie sich dem gefahrvollen Glück der Mutterschaft, der ununterbrochenen Arbeit einer von Zufällen so gefährdeten Erziehung. Wenn aber die Liebe ihr fehlt, so hat sie doch noch das Licht, an dem sie sich begeistert; der kleinste Sonnenstrahl genügt, um ihr den Gesang wiederzugeben.

Sie ist die Tochter des Tages; sobald er beginnt, sobald der Horizont sich röthet, um das Erscheinen der

Sonne zu verkünden, steigt sie aus der Furche pfeilschnell empor und trägt ihre Lust zum Himmel. Heil'ge Poesie, frisch wie Morgenthau, rein und fröhlich wie ein Kinderherz! Ihre mächtige, schmetternde Stimme giebt den Schnittern das Zeichen zur Arbeit. „Wir müssen aufbrechen," sagt der Vater, „hört ihr nicht schon die Lerche?" Sie folgt ihnen, spricht ihnen Muth zu, ladet in den heißen Stunden sie zum Schlafen ein und entfernt während desselben die Insekten von ihnen. Fast auf den Kopf des halbwachen jungen Landmädchens sich setzend, läßt sie Ströme von Harmonie aus ihrer Kehle sich ergießen.

Keine Kehle, sagt Toussenel, ist im Stande, mit der der Lerche zu wetteifern, sowohl was Fülle und Abwechselung des Gesanges anbetrifft, als in Bezug auf Aushalten und Weithinschallen des Tones, Geschmeidigkeit und Unermüdlichkeit der Stimme. Die Lerche singt eine volle Stunde hintereinander, ohne sich eine halbe Sekunde zu unterbrechen; hebt sich senkrecht Tausende von Fußen in die Höhe, steigt vom Boden bis zu den Wolken und darüber hinaus, ohne daß einer ihrer Töne während dieser Fahrt verloren ginge.

„Welche Nachtigall könnte das leisten?"

Eine Wohlthat für die Welt ist dieser Gesang des Lichtes, und fast in jedem Lande, das die Sonne bescheint, findet man ihn. So viel verschiedene Gegenden, so viel Arten Lerchen giebt es: Waldlerchen, Wiesenlerchen, Sumpflerchen u. s. w. Man findet sie sogar in den salzigen Steppen, den vom Nordwinde verdorrten Ebenen der abscheulichen Tartarei.

Aber der Herbst ist gekommen. Während die Lerche hinter dem Pfluge ihre Insektenerndte abhält, kommen

die Gäste aus den nordischen Gegenden: die Drossel, der pünktliche Gast bei der Weinerndte mit seiner hübschen Krone, ein kleiner König des Nordens. Aus Norwegen kommt zur Zeit der Nebel der kleine Zaunkönig und singt auf einer Riesenfichte sein Zauberlied, bis das Uebermaß der Kälte ihn zum Herabsteigen nöthigt und er sich veranlaßt sieht, sich mit den kleinen Troglodyten zu befreunden, die bei uns wohnen und unsere Hütten mit ihren klaren Stimmchen verschönen.

Die Jahreszeit wird rauh, nun nähern sich Alle dem Menschen. Die braven Buchfinken, sanfte, treue Gatten, kommen und bitten mit leisem, schwermüthigen Gesange um Unterstützung. Die Wintergrasmücke verläßt auch ihre Büsche, schüchtern kommt sie des Abends und wagt es, vor der Thür eine zitternde, monotone, klagende Stimme hören zu lassen.

Wenn bei den ersten Oktobernebeln kurz vor dem Winter der arme Proletarier im Forste seinen armseligen Vorrath abgestorbenen Holzes sucht, nähert sich, von dem Krachen des Holzes angezogen, ihm ein kleiner Vogel; er kreis't an seiner Seite und bemüht sich, ihm seine Höflichkeit zu erweisen, indem er ganz leise seine kleinen Lieder singt. Es ist das Rothkehlchen, das eine mildherzige Fee zu dem einsamen Arbeiter absendet, um ihm zu sagen, daß es in der Natur noch Jemand giebt, der sich für ihn interessirt!

Wenn dann der Holzhauer die in der Asche verloschenen Brände vom vorigen Tage zusammengeschoben, Reisig und Zweige darauf gelegt und angezündet hat und die Flamme knistert, dann kommt das Rothkehlchen singend herbei, um seinen Antheil an der Wärme und an der Erholung des Mannes zu haben.

Wenn die Natur schlummert und sich in ihren Mantel von Schnee gehüllt hat, wenn man keine andere Stimme mehr hört als die der Vögel des Nordens, welche oben in der Luft ihre blitzschnellen Dreiecke bilden; oder wenn der Wind heult, sich in das Strohdach der Hütten einzukreiseln droht, dann protestirt eine niedlich flötende Stimme leise gegen die allgemeine Atonie, gegen die Trauer und Arbeitslosigkeit.

Bitte, öffnet die Thür, gebt ihm einige Brodkrumen oder ein Paar Körner Futter. Sieht er befreundete Gesichter, so kommt er in die Stube herein, er ist sehr empfänglich für die Wohlthat der Wärme, und nachdem er durch diesen kurzen Stubensommer sich erquickt, geht er, besser zum Ertragen des Winters gerüstet, wieder hinaus in's Freie.

Toussenel ist mit Recht darüber entrüstet, daß noch kein Dichter das Rothkehlchen besungen hat. Aber der Vogel ist sein eigener Poet; wenn man seinen kleinen Gesang niederzuschreiben verstände, würde man sehen, daß er vollständig die demüthige Poesie seines Lebens darstellt. Das Rothkehlchen, welches ich um mich habe, und das in meinem Arbeitszimmer umherfliegt, stellt sich in Ermangelung anderer Zuhörer seiner Art vor den Spiegel und sagt, ohne mich zu stören, alle seine Gedanken dem idealen Rothkehlchen, welches ihm von jenseits des Spiegels erscheint. Hier ist etwa der Sinn dieser Plauderei, wie sie eine Frauenhand niedergeschrieben:

Ich bin auf Waldespfad
Holzhauer's Kamerad.

Ich bin's, wenn durch die Föhren
Der Herbstwind eisig weht und bang,
Ich geb' ihm dann zu hören
Im Wald den letzten Lustgesang.

Ist traurig er, so sing' ich
Ihm meine besten Lieder vor,
Durch dicken Nebel dring' ich
Zu Himmels Azurblau empor.

O laß den Sang erheben
Zur Hoffnung dein gequält Gemüth,
Mit Träumen dich umweben,
Bis dich der Abend heimwärts zieht.

. . . .

Und kommt das Winterwetter,
Da pick' ich dir an's Fensterlein:
Der Wald ist ohne Blätter,
Laß doch den Vogel zu dir ein.

Wir sind ja Herbstgenossen,
Nun komm' ich wieder her zu dir,
Der Himmel regnet Schloßen,
Holzhauer, Kamrad, öffne mir!

Laß in der Zeiten Schwere
Den kleinen Wandrer gut sich thun,
An deinem Tisch ihn nähre,
Laß ihn am warmen Heerde ruhn.

Ich bin Holzhauer's Kamerad
Im Hause wie auf Waldespfad.

Das Nest.

Die Baukunst der Vögel.

Während ich schreibe, liegt mir eine hübsche Sammlung von Nestern französischer Vögel vor, die ein Freund für mich angelegt. Da kann ich denn so recht die Beschreibungen der Autoren würdigen, bestätigen; bin sogar im Stande, sie vielleicht zu verbessern, wenn die beschränkten Hülfsquellen geschriebenen Wortes vermöchten, eine Idee von so ganz spezieller Kunst zu geben, die mindere Aehnlichkeit mit unseren Künsten hat, als man auf den ersten Augenblick glauben sollte. Es genügt hier nicht blos das Ansehen, man muß sehen und befühlen: dann merkt man erst, daß alle Vergleichung ungenau und falsch ist. Diese Sachen sind von ganz besonderer Art, und ich weiß nicht, ob ich sie über oder unter die menschlichen Werke stellen soll. Es paßt das eine so wenig wie das andere; aber sie unterscheiden sich wesentlich von einander und ihre Aehnlichkeit ist eine rein äußerliche.

Denken wir zunächst daran, daß dieser reizende Gegenstand, so zart, daß man es nicht mit Worten bezeichnen kann, Alles der Kunst, der Geschicklichkeit, der Berechnung verdankt. Das Material ist in den meisten

Fällen sehr roh, nicht gerade von der Art, wie es einer von unseren Künstlern sich gewählt haben würde; die Instrumente sind höchst unvollkommen, denn der Vogel hat weder die Hand des Wiesels, noch den Zahn des Bibers. Da er Nichts als den Schnabel und die Kralle besitzt, die in jeder Beziehung der Hand nachsteht, so müßte es scheinen, als könne die Herstellung eines Nestes für ihn nur ein unlösbares Problem bleiben. Diejenigen, welche ich vor Augen habe, sind meistentheils aus einem Gewebe oder Geflecht von Moos, kleinen biegsamen Zweigen oder langen Pflanzenfasern gebildet; es ist aber weniger ein Gewebe als eine Verdichtung, eine Verfilzung von gemischten Materialien, die mit Gewalt und Anstrengung durch und neben einander gestoßen sind; eine sehr mühsame Kunst, eine energische Operation, bei welcher Schnabel und Fuß allein ungenügend gewesen sein würden. Das eigentliche, hauptsächlichste Werkzeug ist der Körper des Vogels selber; seine Brust, mit der er die Stoffe so lange drückt und preßt, bis sie sich anschmiegen, sich dem allgemeinen Bauplan anfügen und unterordnen.

Und auch im Innern giebt wieder der Körper des Vogels dem Neste seinen kreisförmigen Bau; nur indem er unaufhörlich im Kreise sich dreht und sich gegen die Wände anstemmt, gelingt es ihm, diesen Kreis zu bilden.

Das Haus also ist beim Vogel gleichsam der vollständige Abklatsch der Person; es giebt seine Form, seine unmittelbarste Arbeit, ich möchte sagen sein Leiden wieder. Denn das Resultat ist nur durch einen andauernd wiederholten Druck der Brust erreicht. Jedes dieser Zweiglein, dieser Halme hat, bevor er seine Krümmung annahm und behielt, tausend und aber tausend Male mit der

Brust, mit dem Bauche gedrückt werden müssen, gewiß mit Hemmung des Athmens, vielleicht mit heftigem Herzklopfen.

Wie ganz anders ist es mit der Wohnung des Vierfüßlers! Er wird bekleidet geboren, wozu bedarf er eines Nestes? Daher arbeiten auch diejenigen, welche bauen oder graben, weit mehr für sich selbst als für ihre Jungen. Das Murmelthier ist ein geschickter Mineur in seiner schiefen Höhle, die es vor dem Winterwinde sichert; das Wiesel baut mit seiner geschickten Hand den niedlichen Thurm, der es vor dem Regen schützt. Der große Wasserbaumeister, der Biber, der das Steigen des Wassers berücksichtigt, baut sich mehrere Stockwerke, in die er nach Belieben emporsteigen kann: aber das Alles nur für das Individuum, aus Egoismus. Der Vogel baut für die Familie; sorglos lebte er unter dem durchsichtigen Laubwerk seinen Feinden ausgesetzt; aber so wie er nicht mehr allein ist, macht ihn die vorauszusehende erhoffte Mutterschaft zum Künstler. Das Nest ist eine Schöpfung der Liebe.

Daher trägt auch diese Schöpfung den Stempel einer außerordentlichen Willenskraft, einer leidenschaftlichen Ausdauer. Besonders zeigt sich das darin, daß des Vogels Wohnung nicht wie die unsrige durch einen Zimmerbau vorbereitet ist, welcher den Plan fixirt, die Arbeit regelt und in Schranken hält. Beim Vogel steht der Plan des Künstlers so sehr in der Seele fest, daß er ohne Unterbau, ohne Zimmerwerk, ohne vorläufige Stütze ausgeführt wird, daß das luftige Schiff Stück für Stück in die Höhe steigt, ohne daß irgend ein Theil das Ganze störte. Alles fügt sich zur rechten Zeit, symmetrisch, harmonisch an: muß man das nicht um so mehr

bewundern, je unvollkommener die Werkzeuge sind und je schmerzhafter die Arbeit der Verfilzung, durch den Druck auf die Brust.

Die Mutter verläßt sich dabei nicht auf das Männchen, aber sie benutzt es zum Handlanger. Er mag Material, Halme, Moose, Wurzeln oder Zweige herbeischleppen; aber wenn der äußere Bau fertig ist und es sich nun um die innere Wohnung, um das Bett, die Auswölbung handelt, dann wird die Sache schwieriger. Man muß bedenken, daß dies Lager ein Ei aufnehmen soll, welches außerordentlich empfindlich gegen Kälte ist. Ferner kommt das Junge nackt zur Welt; der Bauch zwar, der gegen den Bauch der Mutter zu liegen kommt, ist leicht geschützt, aber den Rücken der noch kahl ist, muß die bloße Bettwärme schützen; deshalb geht die Mutter hierbei mit nie zufriedener Sorglichkeit zu Werke. Der Mann bringt Pferdehaar, aber das ist noch zu hart, es kann nur als Unterlage benutzt werden, als elastische Feder; er bringt Hanf, der ist zu kalt; Seide oder die seidigen Fäden gewisser Pflanzen, Baumwolle oder Wolle werden allein für zulässig erklärt, oder noch besser, sie entreißt sich die eigenen Federn, den feinen Flaum, und legt ihn ihrem Sprößling unter.

Es ist unterhaltend, zuzusehen, wie das Männchen, geschickt und zugleich mit Heimlichthun, das Material einholt: es fürchtet, daß, wenn man ihm mit den Blicken folgt, man leicht den Weg zum Neste entdecken könne. Oft nimmt er daher, sieht man ihm zu, um zu täuschen, einen ganz entgegengesetzten Weg. Er folgt den Schafen, um ein wenig Wolle zu erwischen, nimmt vom Hühnerhofe die Federn, welche der Glucke entfallen sind; er ist sogar so kühn, abzupassen, wenn die Pächterin unter dem Vor-

dache ihren Spinnrocken hat stehen lassen, und geht mit dem Gefühl des Reichthums ab, wenn es ihm gelang, einen Faden zu erwischen.

Die Nestersammlungen sind noch nicht lange im Schwunge und so wenig zahlreich, wie vollständig. In der von Rouen jedoch, die sich durch ihre Anordnung sehr ausgezeichnet, und in der von Paris, die mehrere sehr merkwürdige Exemplare enthält, unterscheidet man schon deutlich den verschiedenartigen Betrieb, welcher bei dem Bau dieser Nester angewendet worden. Welches ist dabei die Stufenleiter, das Crescendo der Kunst, nicht im Vergleiche der einen Kunst zur andern, der des Maurerns zum Flechten; sondern welche Vögel, die eine und dieselbe Art von Kunst ausüben, stehen höher oder tiefer in Bezug auf Intelligenz der Gattung, auf die Leichtigkeit, Material zu gewinnen, auf die Bedürfnisse des Klima's?

Bei den Höhlen grabenden Vögeln begnügen sich der amboinische Plattfisch, der Pingoïn, deren Junge bald nach ihrer Geburt in's Meer springen, damit, ein Loch zu machen. Aber der Bienenschnepper, die Meerschwalbe, die ihre Jungen aufziehen müssen, graben sich unter der Erde eine förmliche Wohnung, die sehr proportionirt und nicht ohne Geometrie angelegt ist. Sie statten sie innen mit weichen warmen Stoffen aus, damit das Junge nicht die Härte oder Kühle des feuchten Bodens verspüre.

Bei den Maurer-Vögeln begnügt sich der Flamingo mit einem sehr rohen Werke; er schichtet eine hohe Pyramide von Schmutz zusammen, um seine Eier von dem überschwemmten Boden zu isoliren; dann bebrütet er dieselben stehend unter seinen langen Beinen. Dies

ist nur eine Handlangerarbeit; der wahre Maurer ist erst die Schwalbe, welche ihre Nester an unsere Häuser anklebt.

Das größte Wunder dieser Art ist vielleicht die erstaunliche Arbeit, welche die Weindrossel zu Stande bringt. Ihr Nest, das unter dem feuchten Schutze der Rebenstöcke sehr gefährdet ist, ist auswendig mit Moos belegt und entgeht mit dem Grün sich mischend den Blicken. Aber man sehe nur hinein: es ist eine reizende Schaale, so reinlich, so glatt, so glänzend, daß kaum Glas es übertrifft; man könnte sich drin spiegeln.

Die ländliche, den Wäldern entsprechende Kunst des Zimmerers, der Tischlerei, der Bildnerei in Holz, hat seine untersten Anfänge beim Toucan, dessen Schnabel sehr groß, aber schwach und dünn ist; er greift nur die wurmstichigen Bäume an. Der Specht, der, wie wir gesehen haben, besser gewaffnet ist, vermag auch mehr; er ist der wahre Zimmermann und nur zur Zeit der Liebe wird er Bildhauer.

Unendlich in Arten und Gattungen ist die Zunft der Weber, der Korbflechter; wollten wir den Ausgangspunkt, die Fortschritte und den Endpunkt dieser so verschiedenartigen Industrie beschreiben, so wäre das eine lange Arbeit.

Die Ufervögel flechten schon, aber sehr ungeschickt. Wozu sollten sie sich auch mehr Mühe geben? Von der Natur mit einer fettigen, fast undurchdringlichen Feder ausgestattet, nehmen sie auf die Elemente fast gar keine Rücksicht. Ihre Kunst besteht in der Jagd; stets im Fasten begriffen und mager genährt, stehen die Fischfresser immer unter der Herrschaft ihres Magens.

Das sehr elementare Geflecht der Reiher, der Störche

wird schon ein klein wenig von der Elster, dem Spottvogel, dem Staar übertroffen. Ihre zahlreichere Familie verpflichtet sie schon zu einer größeren Arbeit. Sie machen einen rohen Boden unten, aber doch schon ein mehr oder minder elegantes Korbgeflecht von dicht gewundenen Wurzeln und kleinen Stücken Holz herum. Die Meise hängt ihr Nest wie eine Börse, irgend wo an und überläßt es dem Winde, ihre Familie zu wiegen.

Der Zeisig, der Stieglitz, der Buchfink sind geschickte Filzwalker. Der letztere ist mißtrauisch, besorgt, und klebt, wenn das Werk fertig ist, mit vieler Kunst und Geschicklichkeit weiße Moose an, deren Flecke den Sucher ganz irre führen und ihn das reizende Nest für einen grünen natürlichen zufälligen Auswuchs halten läßt.

Das Kleben und Filzen spielt übrigens auch bei den Arbeiten der Weber unter den Vögeln eine große Rolle; man kann die eine Kunst von der andern nicht so scharf trennen. Der Fliegenvogel befestigt mit dem Harz der Bäume sein kleines Haus, viele andere benutzen Speichel dazu. Einige sogar verbinden damit eine Kunst, bei welcher ihre Organe ihnen am allerwenigsten hülfreich sind. Ein amerikanischer Zeisig weiß Blätter mit seinem Schnabel auf sehr gewandte Weise zusammen zu nähen!

Einige geschickte Flechter benutzen dabei nicht blos den Schnabel, sondern auch den Fuß; sobald die Kette vorbereitet ist, halten sie dieselbe mit dem Fuße fest und schieben dann mit dem Schnabel den Einschlag dazwischen. Sie sind Weber im besten Sinne des Wortes.

Im Allgemeinen fehlt es nicht an Geschicklichkeit, ja dieselbe ist sogar erstaunenswürdig, wenn man bedenkt,

daß es ihnen eigentlich an Instrumenten mangelt, denn die sie haben, sind seltsam ungeeignet zu dem, was sie machen sollen. Die Mehrzahl der Insekten sind im Vergleich dazu vortrefflich bewaffnet und mit Werkzeugen versehen. Der Vogel ersetzt dies Alles zur Zeit der Liebe durch Inspiration.

Die Städte und Staaten der Vögel.

Je genauer man es betrachtet, desto mehr sieht man ein, daß der Vogel nicht, wie das Insekt, ein betriebsames Thier ist. Er ist der Poet der Natur, das unabhängigste der Wesen bei einem erhabenen, abenteuerlichen, im Ganzen nicht sehr gesicherten Leben.

Gehen wir in die amerikanischen Wälder und prüfen wir die Sicherheitsmaßregeln, welche die einzeln lebenden Individuen erfinden oder benützen. Vergleichen wir die Hülfsmittel des Vogels, die Bestrebungen seines Genie's mit den Erfindungen seines Nachbars, des Menschen, der an denselben Orten wohnt. Der Unterschied fällt zu Gunsten des Vogels aus, denn alle menschlichen Erfindungen haben nur den Zweck des Angriffs. Der Indianer hat die Keule, das steinerne Messer zum Scalpiren, der Vogel nur sein Nest erfunden.

In Bezug auf Reinlichkeit, Wärme, Niedlichkeit und Anmuth ist das Nest dem Wigwam des Indianers bedeutend überlegen, wie viel mehr aber dem Hause des Negers, das in Afrika wenig mehr ist, als ein Loch.

Der Neger ist noch nicht auf die Idee der Thür gekommen, sein Haus bleibt offen stehen; gegen nächtlichen Ueberfall verwahrt er den Eingang durch Dornsträuche.

Der Vogel versteht sein Nest auch nicht zu schließen, wie kann er es also vertheidigen? Er macht den Eingang dazu eng und gewunden. Wählt er ein natürliches Nest, etwa in der Höhle eines Baumes, so verengert er die Oeffnung durch eine geschickte Maurerei. Mehrere Arten bauen ein doppeltes Nest mit zwei Zimmern; im hinteren brütet die Mutter, im vorderen wacht der Vater als aufmerksame Schildwache zur Abwehr der Eindringlinge.

Wie viele Feinde hat er zu fürchten! Schlangen, Affen oder Menschen, Wiesel und sogar selbst Vögel. Auch dies Volk hat seine Diebe; bisweilen helfen die Nachbarn dem Schwachen wieder zu seinem Gute und vertreiben den habgierigen Usurpator mit Gewalt. Man erzählt, daß eine Krähenart die Liebe zur Gerechtigkeit noch weiter treibt. Sie verzeihen dem jungen Paare, das, um seine Wirthschaft schneller einzurichten, das Material und Mobiliar aus einem anderen Neste entwendet, durchaus nicht; sie machen sich zu acht und zehnen daran, das Nest der Schuldigen, das Haus der Diebe von oben bis unten zu zerstören. Und die bestraften Diebe gehen weit weg, um dort von vorne anzufangen und ein neues Nest zu bauen.

Ist das nicht schon ein Begriff vom Eigenthum und vom geheiligten Rechte der Arbeit?

Wie soll man aber diese Rechte sichern und so einen Anfang von bürgerlicher Ordnung begründen? Wir wollen sehen, wie die Vögel diese Frage gelös't haben.

Zwei Lösungen boten sich dar. Die erste war die Vergesellschaftung, die Organisation einer Regierung, welche Mittelpunkt der Macht war und aus der Vereinigung der Schwachen eine Vertheidigungsgewalt bil-

dete. Die zweite, noch wunderbare, unmögliche, nur der Phantasie entsprossene, würde die Verwirklichung der Aristophanischen Luftstadt gewesen sein, die Errichtung einer Wohnung, welche vermöge ihrer Leichtigkeit vor den Räubern in der Luft geschützt, den Angriffen der Räuber der Erde, sowol der Jäger, als der Schlange unzugänglich wäre.

Diese beiden Dinge, von denen das eine schwierig, das andere unmöglich scheint, hat der Vogel verwirklicht.

Zunächst die Association nebst Regierung. Die Monarchie ist nur ein untergeordneter Versuch. Wie die Affen einen König haben, der den Haufen anführt, so scheinen auch mehrere Arten von Vögeln, besonders wenn Gefahren drohen, einem Anführer zu folgen.

Die Ameisenschnepper haben einen König, ebenso haben die Paradiesvögel den ihrigen. Der unerschrockene Tyrann, ein kleiner Vogel von außerordentlicher Verwegenheit, verleiht Gattungen, die größer sind, als er, seinen Schutz, und diese folgen und vertrauen ihm. Man behauptet, daß der edle Sperber, mit Verleugnung seines beutesüchtigen Instinkts, unter seinem Schutze, in seiner Umgebung, furchtsame Familien gewisser Vögel, die an seinen Edelmuth glauben, nisten läßt.

Aber die sicherste Vergesellschaftung ist stets die der gleichen Gattung. Der Strauß, der amboinische Plattfisch, eine Menge anderer Arten verbinden sich deshalb miteinander. Andere vereinigen sich zur Reise und bilden im Augenblicke der Wanderung eine zeitweilige Republik. Man kennt das gute Einvernehmen, den republikanischen Ernst der Störche und Kraniche und ihre ausgebildete Taktik. Manche, kleiner und minder gut bewaffnet, die außerdem noch in einem Klima leben, wo die Natur in grausamer

Fruchtbarkeit ihnen in jedem Augenblicke furchtbare Feinde entstehen läßt, wagen nicht sich von einander zu entfernen, bauen ihre Wohnungen nahe zusammen, ohne daß sie indessen gemeinsam sind, und leben unter einem gemeinschaftlichen Dache in besonderen Zellen, ganz bienenkorbartig.

Die Beschreibung, welche Patterson davon gegeben, klang fabelhaft; aber Levaillant mußte sie bestätigen, da er in Afrika solche seltsamen Vogelstädte häufig fand, studirte und zerlegte. Die Zeichnung, welche davon in der „Architecture of birds“ gegeben ist, macht seine Erzählung leichter verständlich. Es ist das Bild eines ungeheuren Regenschirms, der auf einem Baume ruht und mit seinem Dache mehr als dreihundert Wohnungen bedeckt. „Ich ließ, sagt Levaillant, es mir durch mehrere Männer bringen, die es auf einen Karren legten. Ich zerhieb es mit einer Axt und sah dann, daß die Masse vollständig aus dem Bosmankraute bestand; aber so fest und dicht zusammengeflochten, daß es dem Regen unmöglich wurde, durchzudringen. Diese Masse ist aber nur das Gerüst des Baues: jeder Vogel construirt sich ein besonderes Nest unter dem gemeinschaftlichen Pavillon. Die Nester nehmen blos den unteren Rand des Daches ein, der mittlere Theil bleibt leer, ohne indessen unnütz zu sein, denn da er höher ist als das Uebrige, so giebt er dem Ganzen einen genügenden Fall und schützt so jede der kleinen Wohnungen. Mit einem Worte, man denke sich ein großes, schräges, unregelmäßiges Dach, dessen Ränder unterhalb mit dicht neben einander liegenden Nestern bedeckt sind, dann hat man einen richtigen Begriff von diesen seltsamen Gebäuden.

Jedes Nest hat drei oder vier Zoll im Durch-

messer, aber da eines das andere berührt, so sieht es so aus, als sei es nur ein Gebäude. Sie sind nur durch eine kleine Oeffnung getrennt, die als Eingang zum Neste dient, und häufig führt ein einziger Eingang zu drei Nestern, von denen sich eines hinten und die beiden anderen zu jeder Seite befinden. Es waren 320 Zellen, welche Wohnungen für 640 Vögel ausmachen würden, wenn man rechnet, daß in jedem Neste sich ein Paar befindet; doch ist dies zu bezweifeln. Indessen habe ich jedesmal, wenn ich unter einen Schwarm schoß, dieselbe Anzahl Weibchen wie Männchen getödtet!

Lobenswerthes, nachahmungswürdiges Beispiel! . . . Nur wäre es mir lieb, wenn ich glauben könnte, daß die Brüderlichkeit dieser armen Kleinen ihnen einen genügenden Schutz böte. Ihre Anzahl und ihr Geschrei können wohl bisweilen den Feind allarmiren, das Unthier beunruhigen und es veranlassen, einen anderen Weg einzuschlagen. Aber wenn er hartnäckig bleibt, wie z. B. die Boa, die in ihrer schuppigen Haut Nichts zu fürchten hat, wenn sie sich an das Geschrei nicht kehrt, zum Angriff emporsteigt und die kleine Stadt zu der Zeit angreift, wo die Jungen noch zu klein sind, um schon fliegen zu können, dann kann ihre große Anzahl nur dazu dienen, die Opfer zu vermehren.

Nun bleibt noch die Idee des Aristophanes zu betrachten: sich von der Erde und dem Wasser zu isoliren, und in den Lüften zu bauen.

Das ist ein Einfall des Genie's und um zu ihm geführt zu werden, bedurfte es zweier mächtigen Hebel, der Liebe und der Furcht.

Der lebhaftesten Furcht, einer Furcht, wie jene ist, wenn man hinab sieht in einen hohlen Baum und der

schwarze, platte Kopf eines kalten Reptils erhebt sich und zischt Einem entgegen. Ein noch so kräftiger Mensch würde bei solch' einem Anblicke erzittern. Wie muß erst das arme entwaffnete, in seinem Nest überfallene Geschöpf, das sich in diesem Augenblicke seines Flügels nicht bedienen kann, zittern und vor Entsetzen vergehen!

Die Entdeckung der Luftstadt ist im Lande der Schlangen gemacht worden.

Afrika, das Land der Ungeheuer, sieht in seinen unendlichen trockenen Wüsten den Boden damit bedeckt. Asiens glühende Ufer von Bombay, seine Wälder, in denen unten der Schlamm in steter Gährung begriffen ist, erzeugen, nähren und machen von Gift diese Scheusale schwellen; auf den Molukken ist ihre Zahl unermeßlich.

Das ist der Umstand, welche die loxia pensilis (Dickschnabel der Philippinen), so ist der Name des Künstler-Vogels begeistert hat zu seinem Wunderwerke.

Er wählt einen Bambus nahe beim Wasser, und an dessen Zweige hängt er zarte Fäden von Pflanzen. Er kennt die Schwere des Nestes vorher genau und irrt sich niemals. An die Fäden befestigt er eines nach dem andern, ohne indeß sich zu stützen, nur in der Luft arbeitend ziemlich harte Gräser. Das Werk ist ungemein langwierig und ermüdend, es setzt eine ungeheure Geduld, einen unendlichen Muth voraus.

Der bloße Vorflur ist nichts mehr und nichts weniger als ein Cylinder von zwölf bis fünfzehn Fuß, der über dem Wasser hängt; die Oeffnung ist unten, so daß man beim Eintritt hinansteigt. Das obere Ende gleicht einem aufgeblasenen Sack oder dem Kolben eines Che-

mikers. Bisweilen hängen fünf bis sechshundert solcher Nester an einem einzigen Baume.

Das ist die luftige Stadt! Keine geträumte, phantastische, wie die des Aristophanes, sondern eine verwirklichte, die drei Erfordernissen entspricht; sie ist sicher nach der Seite des Wassers und Landes hin und selbst dem Raubgesindel der Lüfte unzugänglich, vermöge der engen Oeffnungen, in die man nur mit Schwierigkeit nach oben hinaufsteigend eindringen kann.

Nun wird man wohl auch sagen, wie zum Columbus, als er sich erbot, ein Ei stehen zu machen, man wird zu dem sinnreichen Vogel sagen: „Das war ganz einfach!" Worauf denn freilich der Vogel ebenso erwidern könnte: „Warum hast du es denn nicht gemacht?"

Erziehung.

Das Nest ist fertig und durch alle Maßregeln der Vorsicht, welche die Mutter nur erfinden konnte, geschützt. Nun bleibt sie bei dem vollendeten Werke und träumt von dem neuen Gaste, den es morgen erhalten soll.

In diesem wichtigen Augenblicke sollten wir auch etwas innehalten und nachdenken, uns fragend, was dieses Mutterherz in sich trägt.

Eine Seele? Sollen wir zu sagen wagen, daß diese sinnreiche Baumeisterin, diese zärtliche Mutter eine Seele habe?

Viele sonst sehr gefühlvolle, theilnehmende Personen würden empört sein und diesen so natürlichen Gedanken als eine Anstoß erregende Hypothese von sich weisen.

Ihr Herz neigt sich derselben wohl zu, aber ihr Geist, oder wenigstens die Erziehung, das Vorurtheil, das man von früh an, ihrem Geiste eingeprägt, schreckt sie ab.

Die Thiere sind ja nur Maschinen, mechanische Automaten; oder wenn man in ihnen Funken von Gefühl und Verstand wahrzunehmen sich herabläßt, so ist es die bloße Wirkung des Instinktes. Aber was ist denn eigentlich Instinkt? Etwa ein sechster Sinn, der ihnen gegeben ist, den sie nicht sich selber erworben; eine blinde Macht, die handelt, arbeitet und tausend sinnreiche

Dinge zu Stande bringt, ohne daß sie Bewußtsein davon haben, ohne daß ihre persönliche eigene Thätigkeit dabei in Anschlag zu bringen sei?

Wenn dem so wäre, müßte der Instinkt auch unveränderlich und seine Werke unwaudelbare regelmäßige Dinge sein, die weder durch Zeit noch durch Umstände Modifikationen unterliegen können.

Gleichgültige, zerstreute, anderswie beschäftigte Gemüther, welchen die Zeit zur Beobachtung fehlt, werden das auf's Wort glauben. Warum auch nicht? Obenhin angesehen sind ja diese oder jene Handlungen der Thiere, wie auch ihre Arbeiten beinahe regelmäßig und gleichartig. Um anders darüber zu urtheilen, muß man mehr Aufmerksamkeit, Zeit und Studium darauf verwenden, als die Meisten die Sache werth halten.

Vertagen wir diesen Streit und gehen wir an die Sache selber. Nehmen wir das niedrigste, ein individuelles Beispiel. Appelliren wir an unsere Augen, an unsere eigene Beobachtung, wie sie Jeder mit den gewöhnlichen Sinnen machen kann.

Man erlaube mir hier ganz einfach das Tagebuch herzusetzen, das ich über mein Zeisigweibchen Jonquille geführt, als sie ihr erstes Kind bekam. Dies Tagebuch ist sehr genau, sehr kurz, ein authentischer Geburtsschein:

„Zuerst muß ich bemerken, daß Jonquille im Käfig geboren war und niemals ein Nest hatte machen sehen. Sobald ich sie über ihre bevorstehende Mutterschaft in Unruhe sah, öffnete ich ihr häufig die Thür ihres Käfigs und gestattete ihr, im Zimmer die Stoffe zu dem Lager zu suchen, dessen das Kleine bedürfen mußte. Sie sammelte allerdings dies und jenes ein, ohne aber zu wissen, was sie damit anfangen solle; sie trug sie in eine Ecke

des Käfigs zusammen und stieß und drückte daran herum. Es war offenbar, daß die Kunst zum Bauen ihr nicht angeboren war; daß es dem Vogel geht, wie dem Menschen, er weiß nichts, was er nicht erst gelernt hat.

„Ich gab ihm ein fertiges Nest, oder wenigstens den Korb dazu, der das Zimmerwerk, die Mauern desselben bildet. Nun machte sie die Matratze, indem sie die Wände, so gut es gehen wollte, filzte. Dann brütete sie ihr Ei sechszehn Tage lang mit einer Ausdauer, einer Gluth, einer mütterlichen Aufopferung, die erstaunlich war. Des Tages ging sie nur einige Minuten aus dieser so ermüdenden Stellung fort, und auch dann nur, wenn es dem Männchen genehm war, sie abzulösen.

„Am sechszehnten Tage Mittags brach die Schale entzwei und man sah im Neste kleine Flügel ohne Federn, kleine Füße, ein unbestimmtes Etwas sich bewegen, das sich Mühe gab, die Schale ganz los zu werden. Der Körper bestand aus einem großen Bauche, rund wie eine Kugel. Die Mutter betrachtete vom Rande des Korbes aus mit großen Augen, vorgestrecktem Halse und auf- und niedergehenden Flügeln das Kind und sah zugleich mich an, als wollte sie sagen: Komm nicht näher!

„Mit Ausnahme wenigen Flaums an den Flügeln und auf dem Kopfe war das Kleine ganz nackt.

„Am ersten Tage gab sie ihm blos zu trinken, aber das Kleine öffnete dabei schon einen sehr respektabeln Schlund.

„Von Zeit zu Zeit entfernte sie sich etwas, damit das Junge besser athmen könne, dann nahm sie es wieder unter ihren Flügel und frottirte es zart und leise.

„Am zweiten Tage aß der kleine Weltbürger, aber nur einen sehr leichten Bissen von Katzenkraut, der gut

zubereitet vom Vater herbei gebracht, von der Mutter gegeben wurde, während sie dabei ein leises Geschrei ausstieß. Wahrscheinlich sollte es weniger Nahrung sein, als nur Purgirmittel.

„So lange das Kind hat, was es braucht, läßt sie den Vater fliegen, kommen und gehen, sich beschäftigen, wie er will. Aber sobald das Kind etwas verlangt, ruft die Mutter mit ihrer süßesten Stimme den Ernährer, der nun sogleich seinen Schnabel füllt, schnell ankommt und ihr die Nahrung übergiebt.

„Am fünften Tage sind die Augen minder hervorstehend; den sechsten Morgens brechen an den Flügeln schon die Federn hervor und der Rücken wird dunkeler; am achten öffnet der junge Vogel die Augen, wenn man ihn ruft, und beginnt zu lallen; der Vater versucht nun auch, dem Kleinen selber Nahrung zu geben. Die Mutter giebt sich Ferien und entfernt sich häufig. Oft setzt sie sich auf den Rand des Nestes und betrachtet verliebt ihr Kind; aber dieses rührt sich, fühlt das Bedürfniß nach Bewegung. Arme Mutter! Wie lange wird es dauern, dann entrinnt es dir.

„Bei dieser ersten Erziehung des elementaren, noch passiven Lebens, wie bei der zweiten activen, der des Flugs, von der ich später spreche, wird in jedem Augenblicke auf's Deutlichste klar, daß Alles mit unendlicher Umsicht den Umständen, den unvorhergesehensten Ereignissen angemessen, der so außerordentlich veränderlichen individuellen Kraft des Kindes angepaßt wurde. Die Quantitäten sowohl wie die Qualitäten, die Art der Nahrungsbereitung, die Sorge der Erwärmung, der Frottirung und Reinlichkeit werden so geschickt mit so aufmerksamer, nach den Umständen bemessener Umsicht an-

gewendet, wie sie die feinfühlendste, vorsorglichste Frau kaum erreicht.

„Wenn ich ihr Herz heftig schlagen, ihr Auge funkeln sah bei dem Anschauen ihres theuren Schatzes, dann mußte ich mir sagen: „Würde ich mich an der Wiege meines Sohnes anders gebehrden?"

Nun, wenn das eine Maschine ist, was bin ich dann selber? Wer will dann beweisen, daß ich ein Mensch sei? Wenn da nicht eine Seele vorhanden ist, wer bürgt mir für die menschliche? Worauf soll man sich dann verlassen? Ist nicht die ganze Welt ein Traum, eine Phantasmagorie; wenn die persönlichsten, ganz offenbar sehr bedachten und berechneten Handlungen mich schließen lassen sollen, daß darin nur Abwesenheit von Vernunft, Mechanismus, Automatenthum, eine Art Pendel wirkt, der Leben und Gedanken zur Nachahmung bringt?

Und nun bedenke man noch, daß meine Beobachtung ein gefangenes Wesen betraf, welches unter erschwerenden Umständen, die Wohnung, Nahrung u. s. w. beschränkten, so verfuhr. Wieviel sorgsamer, gewählter, bedachter würde die Thätigkeit noch gewesen sein, wenn Alles in der Freiheit der Wälder vor sich gegangen wäre, wo sie so mannigfaltige Ursachen zur Besorgniß gehabt hätte, an welche zu denken die Gefangenschaft ihr ersparte. Vorzüglich muß man dabei die Sorge für die Sicherheit in Betracht ziehen, in Bezug auf welche der Vogel im Wildleben am meisten bedacht ist, und die mehr als Alles andere seinen freien Geist übt und offenbart.

Diese erste Einführung in's Leben, die ich eben geschildert, hat im Gefolge, was ich gewerbliche Erziehung nenne, denn jeder Vogel hat ein Metier.

Diese Erziehung ist mehr oder minder mühsam je

nach dem Standpunkte und den Verhältnissen, in welchen sich jede Art befindet. Zum Beispiel die Erziehung zum Fischfang ist sehr einfach für den Manchot, den amboinischen Plattfisch, dessen größte Mühe, da er selber schlecht zu Fuße ist, darin besteht, das Junge bis an's Meer zu führen, das ihm die Nahrung in Massen bereit hält; es braucht blos den Schnabel zu öffnen. Bei der Ente ist diese Erziehung schon zusammengesetzter. Ich habe diesen Sommer auf einem Weiher in der Normandie eine Ente beobachtet, die, von ihrer Brut begleitet, ihren ersten Unterricht gab. Die um sie geschaarten, freßgierigen Zöglinge verlangten nur zu leben; die Mutter gab ihrem Geschrei nach, tauchte unter und brachte einen Wurm oder kleinen Fisch mit herauf, den sie mit Unparteilichkeit vertheilte, indem sie demselben Jungen nie zwei Mal hinter einander gab.

Das rührendste bei diesem Schauspiel war, daß die Mutter, deren Magen doch wahrscheinlich auch sein Recht begehrte, Nichts für sich behielt und über das Opfer glücklich zu sein schien. Augenscheinlich lag es ihr vorzugsweise daran, ihre Familie dahin zu bringen, daß sie es mache, wie sie, und unerschrocken unter dem Wasser verschwinde, um dort die Beute zu fassen. Mit sanfter Stimme forderte sie sie zu dieser Handlung des Muths und des Vertrauens auf und ich hatte die Freude, zu sehen, wie Eines nach dem Anderen, vielleicht mit Zagen, hinabtauchte in den dunklen Abgrund. Damit war die Erziehung beendet.

Bei einem so untergeordneten Gewerbe ist die Erziehung allerdings sehr einfach. Ganz anders ist es aber bei der für die Künste, die Kunst des Fluges, des Gesanges, der Architektur. Nichts ist so verwickelt als der

Unterricht gewisser Singvögel. Die Ausdauer des Vaters, die Gelehrigkeit der Kleinen sind aller Bewunderung würdig.

Und solche Erziehung erstreckt sich sogar über die Familie hinaus. Nachtigallen und Buchfinken, wenn sie noch jung und minder geschickt sind, wissen dem überlegeneren Vogel, der ihnen als Lehrer gegeben wird, sehr gut zuzuhören und abzulernen. In den Palästen Rußlands, wo man die edle orientalische Vorliebe für den Gesang Bülbüls hegt, sieht man öfter dergleichen Schulen. Meister Nachtigall hängt in der Mitte des Saales in seinem Käfig und um ihn herum die Käfige seiner betreffenden Schüler. Es wird ein gewisser Preis pro Stunde gezahlt, damit sie zuhören und Unterricht nehmen können. Bevor der Meister singt, plaudern sie unter sich, zwitschern, grüßen sich und machen Bekanntschaft. Aber sobald der gewaltige Meister mit einem mächtigen Schlag der Kehle, hellklingend wie eine Stahlglocke, Schweigen geboten, dann sieht man sie mit achtungsvollster Aufmerksamkeit zuhorchen und dann schüchtern wiederholen. Der Lehrer kommt wieder auf die ersten Passagen zurück, corrigirt milde die schwachen Stellen; nun fassen Einige Muth und versuchen mit etlichen glücklichen Accorden sich mit der edleren Melodie in Einklang zu bringen.

Ist eine so zarte, so verschiedenartige, complicirte Erziehung das Werk einer Maschine, eines blos auf den Instinkt verwiesenen Thieres? Wer kann hier eine Seele verkennen?

Schließen wir vor der Augenscheinlichkeit nicht die Augen! Lassen wir doch angelernte Vorurtheile und Convenienzen bei Seite. Von welchen Grundsätzen,

welchem Dogma man auch ausgehe, so ist es immer keine Beleidigung Gottes, wenn wir dem Thiere eine Seele zuschreiben. Ist er nicht um so viel größer, wenn er Personen, Seelen, willensfähige Wesen geschaffen, anstatt Maschinen?

Werft den Stolz bei Seite und gesteht eine Verwandtschaft ein, die Nichts mit sich bringt, was eine fromme Seele erröthen machen könnte. Jene Thiere sind Nichts als eure Brüder!

Was sind sie? Beschränkte Seelen, Seelen, deren Funktionen in etwas kleinere Kreise der Existenz gebannt sind; Kandidaten für ein allgemeines, harmonischeres Leben, zu dem die menschliche Seele bereits gelangt ist.

Werden sie einst auch so weit kommen? Das ist ein Geheimniß, welches sich Gott vorbehält.

Soviel ist sicher, er hat auch sie berufen, höher zu steigen.

Sie sind, ohne Metapher gesprochen, die kleinen Kinder der Natur, die Pflegekinder der Vorsehung; die in deren Lichte sich im Handeln, Denken üben, die noch umhertasten, aber schon noch weiter kommen werden.

Freilich Kinderseelen, aber sanfter, entsagender, geduldiger, als die Seelen der Kinder des Menschen. Man sehe nur, mit welcher stummen Gutmüthigkeit die meisten (z. B. unsere Pferde) schlechte Behandlung, Schläge, Verwundungen dulden. Alle wissen Krankheit, wissen den Tod zu ertragen; sie gehen bei Seite, hüllen sich in Schweigen, legen sich nieder und verbergen sich, und diese Geduld ist meistens für sie eins der wirkungsreichsten Heilmittel. Wo nicht, so nehmen sie ihr Schicksal ruhig hin und gehen hinüber, als ob sie einschliefen.

Lieben sie eben so sehr als wir? Wie kann man

daran zweifeln, wenn man die schüchternsten zu wahren Helden werden sieht, sobald sie ihre Jungen und ihre Familie vertheidigen?

Will man zwei wunderbar analoge Dinge sehen, so sehe man einerseits die Mutter bei dem ersten Gehen des Kindes und andererseits die Schwalbe, wenn sie ihr Junges im Fliegen unterrichtet.

Dieselbe Besorgniß, dieselbe Ermuthigung, Beispiel und Lehre, affektirte Sicherheit und im Grunde doch Furcht und Zittern ... „Beruhige dich ... es ist ja so leicht.“ Aber dabei ängstigen sich beide Mütter innerlich.

Der Unterricht ist merkwürdig. Die Mutter hebt sich auf den Flügeln, das Junge sieht aufmerksam zu und hebt sich auch ein Bischen; dann sieht man es flattern, es sieht wieder die Mutter an, bewegt dann die Flügel ... Aber das geht noch ganz gut, denn es geschieht noch im Neste. ... Die rechte Schwierigkeit beginnt erst damit, wenn das Nest verlassen werden soll. Nun ruft die Mutter, zeigt eine verlockende Beute, verspricht eine Belohnung, versucht durch den Köder einer Fliege es zu ermuthigen.

Noch zaudert das Kleine, und wer möchte es ihm verdenken? Hier handelt es sich nicht darum, wie beim Kinde, im Zimmer unter der Hut von Mutter und Wärterin, ein Paar Schritte im sicheren Raume zu machen, und höchstens etwa auf ein Kissen zu fallen. Die Kirchenschwalbe, die hoch oben auf dem Thurme ihren Fliegeunterricht giebt, hat Mühe, ihr Kind, vielleicht sich selber, zu ermuthigen zu diesem entscheidenden Schritte. Gewiß messen alle Beide mehr als einmal mit dem Blicke den Abgrund und sehen auf das Pflaster nieder. ... Für mich hat dieses Schauspiel etwas Großes, Erhebendes.

Das Junge muß der Mutter glauben, die Mutter muß dem ungeprüften Flügel des Neulings vertrauen ... von beiden Seiten heischt Gott einen Akt des Glaubens, des Muthes. Welch' ein edler, erhabener Ausgangspunkt! ... Aber es hat geglaubt, hat sich aufgeschwungen und wird nun nicht wieder fallen. Zitternd schwimmt es von dem väterlichen Athem des Windes gestützt und von der Mutter Zureden ermuthigt . . . Jetzt ist's gut, von jetzt ab fliegt es trotz Wind und Wetter; der erste Versuch, den es mit Glaubensstärke unternommen, hat es für immer losgesprochen.

Die Nachtigall und der Gipfel der Kunst.

Der berühmte Pré aux Clercs, heute Markt St. Germain, ist bekanntlich des Sonntags der Vogelmarkt von Paris. Es ist ein in vielfacher Beziehung merkwürdiger Ort, er ist eines Theils eine große, immer frisch erneuerte Menagerie, ein bewegliches, amüsantes Museum der französischen Ornithologie.

Andererseits erinnert eine solche Feilbietung lebende Wesen, Gefangener, von denen ein großer Theil seine Gefangenschaft lebhaft empfindet; Sklaven, die der Kaufmann zeigt, verkauft, mit mehr oder minder Geschicklichkeit geltend zu machen weiß; indirekt an die Sklavenmärkte des Orients, wo menschliche lebendige Wesen verhandelt werden. Obwohl die geflügelten Sklaven unsere Sprache nicht verstehen, so drücken sie das Bewußtsein ihrer Sklaverei doch nicht minder deutlich aus. Manche, die schon unfrei geboren sind, resignirt; andere düster und stumm, Alle aber, indem sie von der Freiheit träumen. Einige scheinen den Vorübergehenden anhalten, Nichts als einen guten Herrn verlangen zu wollen. Wie oft sieht man einen klugen Hänfling, einen liebenswürdigen Rothbart uns traurig mit einem unzweideutigen Blicke ansehen, der uns sagt: „Kaufe mich!“

An einem Sonntage dieses Sommers machten wir jenem Markte einen Besuch, den ich nie vergessen werde; es war der Markt gerade nicht reich versehen und auch nicht sehr vollständig, denn die Zeit des Mauserns und des Schweigens hatte begonnen. Nichts desto weniger hatten wir Gelegenheit, an der naiven Haltung einiger Individuen großes Interesse zu nehmen. Der Gesang, das volle Gefieder, diese beiden schönsten Attribute des Vogels, nehmen unsere Aufmerksamkeit ganz in Anspruch und verhindern uns meist, ihre lebhafte, originelle Pantomimik zu beobachten. Ein einziger Vogel, der Spottvogel Amerika's, hat das Genie eines Schauspielers und begleitet alle seine Gesänge mit genau dem Charakter angemessenen, meist sehr ironischen Geberden. Unsere Vögel besitzen diese Kunst nicht; aber ohne Kunst und ohne es zu wissen, drücken sie durch bedeutsame Bewegungen, die häufig sehr pathetisch sind, aus, was ihr Gemüth bewegt.

An jenem Tage war die Königin des Marktes eine Grasmücke mit schwarzem Kopfe, ein Künstlervogel von großem Werthe; sie stand allein auf dem Ausstand über all' den anderen Käfigen wie ein Kleinod ohne Gleichen. Sie flatterte leicht und elegant, Alles war Anmuth an ihr. In der Gefangenschaft hatte sie eine lange, sorgfältige Erziehung genossen, schien Nichts zu vermissen und machte auf das Gemüth nur angenehme, glückliche Eindrücke. Es war sichtlich ein so liebliches Wesen, so harmonisch in Bewegung wie Gesang, daß, als ich sie sich bewegen sah, ich sie singen zu hören glaubte. —

Tiefer, viel tiefer befand sich in einem engen Käfig ein etwas größerer Vogel, der, unmenschlich eingezwängt, einen bizarren ganz entgegengesetzten Eindruck machte. Es war ein Buchfink und der erste, den ich blind ge-

sehen; ein äußerst peinlicher Anblick. Man muß eine alles Erbarmens baare Natur, eine Barbarenseele besitzen, um mit solchem Anblicke den Gesang dieses armen Opfers zu erkaufen. Seine unruhige gequälte Haltung machte mir seinen Gesang schmerzlich. Und das Schlimmste dabei war jene gewisse Aehnlichkeit mit dem Schulterzucken und der Haltung des Kopfes, welche häufig menschliche Kurzsichtige oder Blindgewordene annehmen. Der Blindgeborne hält sich niemals so. Mit gewaltsamem, aber unausgesetztem Streben, das eine Gewohnheit geworden, hielt er den Kopf nach rechts gewendet und suchte mit seinen leeren Augen das Licht. Der Hals verlor sich fast in den Schultern und blies sich auf, als wollte er dadurch mehr Kraft gewinnen; er war etwas krumm und die Schultern wie bucklich. Der unglückliche Virtuose, der nichtsdestoweniger sang, wäre in seiner verwachsenen Mißgestalt ein niedriges Bild der Häßlichkeit eines Sklavenkünstlers gewesen, wenn ihn nicht das unaufhörliche Suchen nach Licht geadelt hätte. Man ahnte, daß sein Gesang der unsichtbaren Sonne galt; die ihm noch im Gedächtnisse war. —

Wenig empfänglich gegen Erziehung wiederholt dieser Vogel mit metallheller Stimme den Gesang seines Geburtswaldes und zwar mit dem eigenthümlichen Accent desjenigen Landes, wo er geboren ist; soviel verschiedene Gegenden, soviel Finkendialekte giebt es. Er bleibt sich immer ganz treu; er singt nur seine Wiege, und zwar aus derselben Tonart, aber mit einem glühenden Eifer, mit außerordentlicher Leidenschaft. Einem Nebenbuhler gegenübergestellt, wird er achthundert Mal hinter einander dieselbe Weise singen; bisweilen stirbt er daran.

Noch tiefer als der Fink und in einem elenden klei-

nen Käfig, den ein wildes Durcheinander von einem halben Dutzend großer und kleiner Vögel bevölkerte, zeigte man mir einen Gefangenen, den ich nicht heraus erkannt haben würde, eine junge, erst am Morgen eingefangene Nachtigall. Der Vogelhändler hatte mit geschicktem Machiavellismus den traurigen Gefangenen mitten unter eine Welt von kleinen Sklaven gesetzt, die sehr lustig waren und sich schon in das Gefängnißleben hineingefunden hatten. Es waren junge Troglodyten, die vor nicht gar langer Zeit im Gefängniß geboren waren, und er hatte sehr wohl berechnet, daß der Anblick von unschuldigen Kinderspielen häufig über einen großen Schmerz hinwegtäuscht.

Groß allerdings, ungeheuer war hier der Schmerz ausgedrückt, stärker als wir es durch Thränen vermögen. Es war ein stummer Schmerz, in sich verschlossen, der Nichts als Finsterniß wollte. Das Thier stand ganz hinten in dem Bauer im Dunkel, halb hinter einem kleinen Freßnapf verborgen; es hatte sich aufgeblasen und saß mit etwas gesträubten Federn da, schloß die Augen und öffnete sie sogar nicht, wenn es von den jungen Tollköpfen bei ihren Spielen gestoßen wurde. Offenbar wollte es Nichts sehen, Nichts hören, weder fressen, noch sich trösten. Dieses freiwillige Dunkel war, das fühlte ich deutlich, in seinem herben Schmerze ein Bestreben, nicht zu sein, ein beabsichtigter Selbstmord. Mit dem Geiste umfing es schon den Tod und starb, so sehr es in seinen Kräften stand, durch eine Aufhebung der Sinne und jeder äußeren Thätigkeit.

Zu bemerken ist, daß diese Haltung Nichts von Haß, von Bitterkeit, von Zorn hatte; Nichts, was an seinen Nachbar, den Finken, mit seinem unruhigen, gequälten Wesen hätte erinnern können. Selbst die In-

discretion der jungen Vögel, welche leichtsinnig und ohne Achtung vor seinem Schmerz mitunter ihn bedrängten, konnte ihm kein Zeichen von Verdruß entreißen. Ich fühlte aus ihm die Seele eines Künstlers heraus, die ganz Sanftmuth, ganz Licht war; ohne Galle, ohne Aerger über die Barberei der Welt und die Grausamkeit des Schicksals. Und nur deshalb lebte er, deshalb starb er nicht, weil er bei aller Trauer, allem Schmerze in sich, die seiner Natur eigene allmächtige Herzstärkung fand, das innere Licht, den Gesang. Diese beiden Dinge sagen in der Sprache der Nachtigallen dasselbe.

Ich begriff, warum er nicht starb; es war, weil selbst die Sehnsucht nach dem Tode in ihm wieder zum Gesange wurde. Sein Herz sang stummer Weise, was ich vollkommen verstand:

. . . Lascia ch'io pianga la Libertà! . . .
Laß mich um meine Freiheit weinen!

Ich fragte seinen Kerkermeister, ob er käuflich sei. Der schlaue Mann sagte, er sei noch zu jung, um verkauft zu werden, er fresse noch nicht allein. Offenbar war dies unwahr, denn er war nicht von diesem Jahr; aber jener wollte ihn behalten, um ihn gegen Ende Winters zu verkaufen, wenn seine wiederkehrende Stimme ihm höheren Werth gab. Ein solcher freigeborner Nachtigallvogel ist viel werthvoller, als ein im Käfig zur Welt gekommener; er ist allein die wahre Nachtigall, singt ganz anders, da er Freiheit und die Natur gekannt hat und nach beiden sich zurücksehnt. Der bessere Theil des Künstlers ist der Schmerz. — Des Künstlers! Ich habe dies Wort gebraucht und nehme es auch nicht zurück. Die Nachtigall ist meiner Ansicht nach nicht der erste, sondern der einzige Vogel, dem man diesen Namen schuldig ist.

Weshalb? Weil er allein schöpferisch ist; er allein variirt, bereichert, erweitert seinen Gesang, fügt neue Melodien hinzu. Er allein ist fruchtbar und schöpferisch aus sich selbst heraus, die andern nur in Folge Unterrichts und Nachahmung. Er allein hat Alles, was jene vereinzelt bringen; jeder von den andern, selbst die glänzendsten, singen nur ein Stück Nachtigallmelodie.

Ein einziger Vogel erreicht mit ihm im Genre des Naiven und Einfachen erhabene Effekte: das ist die Lerche, die Tochter der Sonne. Auch die Nachtigall ist vom Lichte inspirirt und in dem Maaße, daß, wenn sie in der Gefangenschaft allein und der Liebe beraubt ist, das Licht genügt, sie zum Singen zu bringen. Eine Zeit lang im Dunkeln gehalten, dann plötzlich wieder an das Tageslicht gelassen, delirirt sie vor Begeisterung, bricht in Lobgesänge aus. Der Unterschied ist jedoch, daß die Lerche keinen Nachtgesang hat; es fehlt ihr am Verständniß der großen Effekte des Abends, der hohen Poesie des Dunkels, der Feierlichkeit der Mitternacht, der Sehnsucht erweckenden Dämmerung; mit einem Worte, sie kennt nicht die so abwechselnde Dichtung, welche uns mit allen ihren Schattirungen ein großes Herz voll Zärtlichkeit zu vermitteln weiß. Die Lerche hat ein lyrisches Talent, der Nachtigall gehört das Gebiet des Epos, des Dramas, der Seelenkämpfe an: daher empfindet sie ein ganz besonderes Licht. In voller Dunkelheit sieht sie mit der Seele, mit Liebesglut, auf Augenblicke sogar, wie mir scheint, über die individuelle Liebe hinaus mit einer Art Theilhaftigkeit der unendlichen Liebe.

Warum soll man sie also nicht Künstlerin nennen? Sie hat das Temperament dazu in einem Grade, wie es beim Menschen selbst selten vorkommt. Alles, was da-

mit zusammenhängt, die Fehler sowohl wie die Tugenden, besitzt sie im Uebermaaß. Sie ist scheu und furchtsam, mißtrauisch und nicht im Geringsten verschlagen. Sie sorgt nicht für ihre Sicherheit und reist allein; sie ist im höchsten Grade eifersüchtig und singt sich fast zu Tode, wie ein Schriftsteller sagt. Sie hört sich selbst gern, setzt sich gern an Stellen, wo ein Echo ist, um zu hören und zu antworten. Nervös zum Exceß, sieht man sie in Gefangenschaft bald den Tag über lange schlafen mit lebhaften Träumen, bald die höchste Unruhe bezeigen; wachend, hin und her rasen; sie ist auch Nervenanfällen, der Epilepsie, unterworfen.

Sie ist gut und zugleich auch wild. Gegen die Kleinen und Schwachen ist sie zärtlich, sie wird Waisen annehmen, für sie sorgen; das Männchen, wenn es alt ist, ernährt sie sogar mit einer Aufmerksamkeit wie ein Weibchen. Andererseits ist sie sehr gierig nach Beute, gefräßig und eigennützig. Die Flamme, welche in ihr glüht und sie fast stets hungrig erhält, läßt sie fortwährend das Bedürfniß nach Nahrung fühlen; und das ist auch ein Grund, warum man sie leicht fangen kann. Man braucht des Morgens nur die Falle aufzustellen, besonders im April und Mai, wo sie des Nachts durch Singen ganz erschöpft ist, dann wirft sie matt und begierig sich blindlings auf den Köder. Uebrigens ist sie auch sehr neugierig, und um neue Gegenstände zu sehen, läßt sie sich fangen.

Hat man sie und trägt nicht Sorge, ihr die Flügel zu binden, oder wenigstens das Innere des Käfigs zu wattiren, so tödtet sie sich leicht durch ihre wilden Bewegungen.

Ihre Heftigkeit ist nur äußerlich; im Grunde ist sie sanft und gelehrig; das eben stellt sie hoch und macht

sie zur Künstlerin, sie ist nicht blos der talentvollste, sondern auch der erziehbarste, bildungsfähigste, fleißigste Vogel.

Es macht Spaß zu sehen, wie die Kleinen um den Vater herum aufmerksam zuhorchen, zulernen, ihre Stimmen bilden, nach und nach ihre Fehler und Ungefügigkeiten verbessern und dann ihre jungen Organe geschmeidig machen.

Aber wenn sie nun gar für sich allein ihre Uebungen beginnen, sich neue Themata einüben, dann liegt in ihnen eine solche Ausdauer, eine solche Achtung vor ihrer Kunst, eine künstlerische Gewissenhaftigkeit, welche sie zu ganz besonderen Wesen und es unmöglich macht, sie mit den hohlen Improvisatoren zu verwechseln, deren unbesonnenes Geschwätz nur ein Echo der Natur ist.

So sind Liebe und Licht allerdings ihr Ausgangspunkt, jedoch die Kunst selbst, die Liebe zum Schönen unbestimmt begriffen, aber desto tiefer gefühlt; sind ein zweiter Nahrungsstoff, der sie erhält und ihr neuen Schwung giebt.

Die wahre Größe des Künstlers besteht darin, daß er über seinen Gegenstand hinausgeht, mehr thut, als er will, daß er durch das Mögliche hindurch noch jenseits desselben etwas ahnt und ahnen läßt, was nicht erreicht werden kann.

Daher die große Schwermuth, die unversiegbare Traurigkeit, daher die erhabene Thorheit, Unglück zu beweinen, das nie geschehen. Die andern Vögel wundern sich darüber und fragen die Nachtigall bisweilen, was sie hat, was ihr fehle. Glücklich und in Freiheit, antwortet sie dennoch, was jene Gefangene in ihrem Schweigen für mich sang:

Lascia che io pianga!

Weiteres über die Nachtigall.

Die Zeiten des Schweigens sind nicht verloren für die Nachtigall, sie sammelt sich und denkt nach; sie geht im Geiste die Gesänge durch, welche sie gehört hat, oder die sie selber angestimmt; sie ändert, verbessert sie mit außerordentlichem Geschmacke. An die Stelle der falschen Noten eines unwissenden Lehrers setzt sie harmoniereiche, erfinderische Varianten. Die fehlerhafte Melodie, welche man sie gelehrt und die sie nicht wiederholt hat; jetzt bringt sie sie wieder vor, aber jetzt ist sie die ihrige geworden, ihrem Genie angeeignet, eine wahre Nachtigallmelodie.

„Verliere den Muth nicht, — sagt ein alter naiver Autor, — wenn der junge Vogel dein Pensum nicht wiederholen will und fortfährt zu zwitschern; bald wird er dir zeigen, daß er für die empfangenen Lehren das Gedächtniß nicht verloren hat, welche er im Herbst und Winter, der zum Nachdenken, wegen der langen Nächte geeignetsten Zeit, bekommen hat; im Frühjahre wird er schon die Melodie singen!“

Es ist sehr interessant, während des Winters die Gedanken der Nachtigall in dem dunklen Käfig zu verfolgen, der mit grünem Tuche verhangen ihren Blick täuscht, und sie an die grünen Wälder mahnt. Vom Dezember ab fängt sie an, ganz laut zu träumen, zu

phantasieren, in einzelnen aufgeregten Launen anzudeuten, was an ihrem Geiste vorübergeht: die abwesenden, geliebten Gegenstände. Vielleicht vergißt sie dann, daß sie nicht im Stande war, zu wandern, und glaubt sich in Afrika oder in Syrien angekommen, in den Gegenden einer schöneren Sonne. Vielleicht sieht sie diese Sonne, sieht die Rose wieder blühen, und beginnt abermals ihre Hymne auf ihre unglückliche Liebe zu ihr, der süßen Gül.

Wie schön auch die persische Sage von Gül und Bülbül sein mag, so kann ich doch nicht umhin, zu glauben, daß dieser Gesang von so edlem, erhabenen Ausdrucke etwas anderes ausdrücken sollte, als das ureigenste Sein dieses Vogels, sein Liebesleben, seine Kämpfe, mit einem Worte das ganze Lebensdrama der Nachtigall. Der Sänger sieht den Wald, den geliebten Gegenstand, der ihn verschönt, er sieht im Geiste der Geliebten zärtliche Laune, tausend Reize des geflügelten Lebens, von denen wir keinen Begriff haben. Er spricht mit ihr, sie antwortet ihm, es ist ein Dialog, den er singt, er übernimmt dabei beide Rollen; der starken männlichen klangvollen Stimme antwortet ein sanftes, leises Liebesflüstern. O noch mehr, gewiß besingt er auch das häusliche Leben, die Traulichkeit des Nestes, das kleine arme Häuschen, das sein Himmel gewesen sein würde . . . Er träumt, darin zu sein, schließt die Augen, um sich der Täuschung vollständiger hingeben zu können. Das Ei ist hin, sein Weihnachtswunder ist an's Licht getreten; sein Junges, die künftige Nachtigall, wird groß und melodienreich, er hört ihm mit Entzücken zu, berauscht sich in der Nacht seines düsteren Käfigs an dem künftigen Gesange seines Kindes.

Natürlich sind diese Phantasien nicht von so kahler, nackter Bürgerlichkeit; mit den phantastischen Verschlin-

gungen eines ächten Poeten weiß er in dies Liebesleben Hindernisse und Kämpfe hinein zu verweben; denn hienieden giebt es kein reines Glück: die Mißgunst naht heran. Nun geräth der arme Gefangene, der ganz allein ist, in Wuth und Zorn; er kämpft offenbar gegen den unsichtbaren Gegner, den Anderen, den unwürdigen Nebenbuhler, der vor seinem Geiste steht.

Diese Auftritte gehen an ihm vorüber, als ob sie im Lenze stattfänden, wenn gegen März oder April hin die Männchen zurückkehren, während die Weibchen noch nicht da sind, wenn sie unter sich die großen Kämpfe der Eifersucht ausfechten. Sobald die Weibchen zurück sind, muß Alles ruhig und still, dann darf von Nichts als Liebe, Zärtlichkeit und Frieden die Rede sein. Der Kampf dauert vierzehn Tage, und wenn sie früher damit zu Stande kommen, so ist die Folge davon Vieler Verderben. Rolands Geschichte wiederholt sich hier buchstäblich: er stieß in sein elfenbeinernes Hüfthorn, bis ihm Kraft und Leben ausging. Auch sie singen bis zum letzten Hauche, bis zum Tode; sie können nur singen oder sterben.

Wenn es wahr ist, was man behauptet, daß die Liebhaber zwei oder dreimal so zahlreich sind, als die Geliebten, so läßt sich denken, wie gewaltig die Aufregung dieser glühenden Nebenbuhlerschaft sein muß: vielleicht ist das der erste Funken und das wahre Geheimniß ihres Dichtergenies.

Das Schicksal des Besiegten ist traurig, schlimmer als der Tod. Er muß fliehen, die Gegend, das Land verlassen, muß Genosse untergeordneter Vögel werden, fällt vom edlen Gesange ab in ein elendes Kauderwelsch; vergißt seine Natur, macht sich mit diesem gewöhnlichen Volke gemein, das weder seine, noch seine eigene, das gar

keine Sprache zu reden weiß. Man trifft mitunter Verbannte, die kaum noch das Aussehen von Nachtigallen haben.

Ist aber auch der Nebenbuhler entfernt, so ist damit noch Nichts gethan. Jetzt heißt es gefallen, das Herz der Geliebten rühren! O schöner Augenblick, süße Begeisterung, die in dem neuen Liede liegt, welches das kleine stolze, wilde Herz fangen, es zwingen soll, seine Freiheit für die Liebe hinzugeben. Die Prüfung, welche bei anderen Gattungen das Weibchen dem Liebhaber auferlegt, besteht darin, daß er ihr das Nest bauen oder graben helfen; ihr zeigen muß, wie geschickt er ist, wie er versteht, sich der Familie anzunehmen. Die Folge davon ist mitunter bewunderungswürdig: wir haben beim Specht gesehen, wie er aus einem rohen Zimmermann ein Künstler wird. Aber ach, das Nachtigallmännchen kennt solche Geschicklichkeit nicht, es versteht keine Handarbeit. Der geringste all dieser kleinen Vögel ist geschickter mit dem Schnabel, dem Fuß, dem Flügel; er hat Nichts als seine Stimme. Darin ruht seine Macht, da ist er unwiderstehlich; Andere mögen ihre Werke zeigen, sein Werk ist er selbst; er zeigt sich, er offenbart sich, er erscheint groß und ruhmreich.

Ich habe ihn niemals in diesem feierlichen Augenblicke singen hören, ohne daß es mir schien: er müsse nicht blos ihr Herz rühren, sondern müsse sie selber ganz umwandeln, sie erheben, adeln, ihr ein solches Ideal in die Seele zaubern, den Traum von einem Wundervogel, der aus ihrer Liebe hervorgehen wird. Er befruchtet den Geist der Geliebten, entzündet sie mit heiliger Poesie, hilft ihr in Gedanken sich den zu schaffen, den sie in ihrem Schooße empfangen soll. Er erweckt in der Braut die Ahnung des Muttergefühls.

Bisher haben wir drei Gesänge zählen können: das Drama des Kampfgesanges mit seinen Abwechselungen von Zorn, Stolz, Herausforderung, Wuth der Eifersucht.

Dann den Kampf der Liebeswerbung, die süße, zärtliche Bitte mit stolzen Wallungen der Ungeduld vermischt, wobei sichtlich das Genie nicht begreift, wie man es verkennen kann; es wird reizbar, beschwert sich über die Zögerung, kehrt aber bald wieder zu schwermüthig achtungsvoller Klage zurück.

Zuletzt kommt der Triumphgesang: Ich bin Sieger, ich bin geliebt, bin König, Gott, mein ist die Schöpfung. Bin selber ein Schöpfer. Darin liegt die ganze Innerlichkeit des Lebens und der Liebe. Hat er nicht die Geliebte erst selbst geschaffen zu dem, was sie ihm nun werden kann, hat er nicht den Prometheusfunken eines neuen Seins in ihre Seele hineingeworfen, ist nicht jede Regung, jede Bewegung, jeder Flügelschlag ein Werk seiner Melodie, die sich verkörpert hat in seines Weibchens zauberischer Anmuth?

Nun wird das Nest, wird das Ei, wird das Junge. Alles ist der lebendige, Wirklichkeit gewordene Ausfluß seiner Dichterträume. Darum auch verläßt er keinen Augenblick den Ort, wo die segensreiche Arbeit des Brütens vor sich geht. Er bleibt nicht im Neste, aber setzt sich auf einen benachbarten Zweig etwas höher oben. Er weiß wohl, daß sein Sang in einiger Entfernung besser klingt; von seinem Platze aus fährt der allmächtige Zauberer fort, das Nest zu segnen, bei dem großen Mysterium hülfreich zu sein; mit dem Gesange, dem Herzen, mit der Kehle und der Seele wirkt er weiter zeugend ein.

Da muß man ihn hören, hören in seinem Walde, Theil nehmen an den Regungen jener befruchtenden Kraft

des Geistes; die vielleicht am meisten geeignet ist, den großen verborgenen Gott, der vor unseren Forschungen flieht, hier auf Erden zu offenbaren, begreiflich zu machen. Wie sehr die Wissenschaft sich auch bestrebt, sie vermag nur stets den Schleier ein Bischen mehr zu lüften, hinter dem er sich verbirgt. „Hier ist er, sagte Moses, er schreitet vorüber, ich habe seine Gestalt von hinten gesehen!" — „Ist er es nicht, sagte Linné, dessen Schatten ich eben wahrgenommen?" Ich aber, ich schließe die Augen, ich fühle, daß er hineingeleitet in mein Herz in einer Nacht, die von der Stimme der Nachtigall umzaubert ist.

Tretet heran, es ist ein Liebender; aber entfernt ihr euch mehr, so wird er zum Gotte. Die Melodie, welche nahebei ein zitternder, glühender Aufruf an die Sinne ist, nimmt in der Ferne durch die Luftwellen einen größeren Charakter an, wird schwellender, wird zu einem geistlichen Gesange, der den Wald erfüllt. Nahebei war der Gegenstand das Nest, die Geliebte, das Kind, das sie bringen soll, aber in der Ferne wandelt Geliebte und Kind sich um; es wird die ewige Natur daraus, welche Mutter und Tochter, Ewiggeliebte, sich selbst singt, sich selbst feiert. Es ist die Unendlichkeit der Liebe, die in Allen lebt, in Allen singt; es sind die Brautlieder, die Zärtlichkeiten, die Dankesworte, welche Erde und Himmel mit einander austauschen. .

. . . .

„Als Kind hatte ich das schon empfunden auf unseren Feldern im Süden nahe bei dem Hause meines Vaters, wenn hoch über mir die blaue Nacht ihren Sternenmantel umgenommen. Später in der Nähe von

Nantes, in jenem einsamen Garten, von dem in diesem Buche schon gesprochen worden ist, fühlte ich es noch tiefer. Die minder strahlenden Nächte waren wie leise verhüllt von einem lauen Dämmerthau, durch den die Sterne schamhaft süße Blicke warfen. Eine Nachtigall nistete wenig versteckt unter Immergrün nahe bei der großen Ceder unten am Boden. Sie begann um Mitternacht zu singen und fuhr dann bis zur Dämmerung fort; sichtlich stolz, daß sie allein wache, mit ihrer vollen Stimme das tiefe Schweigen beherrsche. Niemand unterbrach sie, außer etwa gegen Morgen der Hahn, ein Wesen aus einer ganz verschiedenartigen Welt; fremd dem Liede der Geister, aber eine treue Schildwache, die sich verpflichtet fühlt, gewissenhaft die Morgenstunde abzurufen, um den Arbeiter in Kenntniß zu setzen.

„Die Nachtigall fuhr noch einige Zeit fort, als wollte sie mit Julie zu Romeo sagen; „„Der Abend ist's und nicht das Morgenroth!““

„Ihre Niederlassung so ganz in unserer Nähe bewies, daß sie uns nicht fürchtete; daß sie sich vollkommen bewußt war, sie sei sicher bei zwei fleißigen Einsiedlern, die sehr beschäftigt, ihr wohlwollend und nicht minder, wie der gefiederte Eremit von ihren eigenen Sängen und Träumen erfüllt waren. Wir konnten dem Vogel in aller Ruhe zusehen, wie er entweder mit seiner Familie umherflog oder mit einem ehrgeizigen Nachbar, der ihn bisweilen herausforderte, sich in einen Sängerkrieg einließ. Mit der Zeit wurden wir ihm sogar, glaube ich, eine angenehme Gesellschaft als unermüdliche Zuhörer, Liebhaber, vielleicht sogar Kenner. Die Nachtigall hat das Bedürfniß, gewürdigt, applaudirt zu werden; sie

weiß offenbar das aufmerksame Ohr des Menschen zu schätzen und versteht sehr wohl dessen Bewunderung.

Ich sehe den Vogel immer noch in meiner Nähe sich halten, höchstens fünfzehn Fuß von mir, hüpfend und vorwärts springend; so wie ich weiter ging, immer in derselben Entfernung, eben weit genug, daß man ihn nicht greifen konnte, und doch nahe genug, um gehört und bewundert zu werden.

„Die Kleidung, in der wir uns zeigen, ist keinesweges etwas Gleichgültiges. Ich habe bemerkt, daß die Vögel im Allgemeinen das Schwarze nicht lieben und sich davor fürchten. Wenn ich unserer Nachtigall recht gekleidet war, etwa weiß mit Lila-Muster, einem gelben mit Blumen garnirten Strohhute, dann sah ich, wie sie sehr bald ihr schwarzes Auge auf mich heftete, mich mit einer seltsamen, scheuen und doch sanften Lebhaftigkeit, dabei etwas stolz, ansah, als wollte sie sagen: „Ich bin frei und habe Flügel, du kannst mir Nichts anhaben. Aber ich will dir doch etwas singen!

„Gerade zur Brütezeit hatten wir große Stürme und während des einen Gewitters schlug es dicht in unserer Nähe ein. Es giebt keine aufgeregtere Scene, als die Annäherung solcher Augenblicke bietet: Die Luft wird schwer, die Fische steigen in die Höhe, um etwas Athem zu holen, die Blume senkt sich schmachtend, Alles scheint zu leiden, zu Thränen geneigt. Auch unserer Nachtigall schien bange zu sein; aus ihrer Brust, die beklemmt war, wie meine eigene, drang eine Art schriller Seufzer, der sich fast wie ein wild Geschrei ausnahm.

„Aber plötzlich erhob sich der Wind und wirbelte sich in die Bäume ein; selbst die größesten, so wie auch unsere Ceder, bogen sich stöhnend. Jetzt kamen Ströme

herabgeschwommen vom Himmel, Alles stand unter Wasser. Was konnte aus dem armen offenen Neste am Boden werden, das keinen andern Schutz hatte, als das Blatt des Immergrüns? Aber sieh, es entging der Gefahr, denn ich erblickte, nachdem die Sonne wieder erschienen war, in der gereinigten Luft meinen Lieblingsvogel lustiger als jemals, den Mund voll süßer Lieder, umherflattern. Das ganze gefiederte Volk sang das Lob des Lichtes, aber er mehr als alle anderen. Wie hell und schmetternd war jetzt wieder seine Stimme geworden; ich sah ihn unter meinen Fenstern mit leuchtendem Auge, gehobener Brust, wie er in derselben Seligkeit schwelgte, die mir das Herz bewegte.

„Zarter Bund der Seelen, warum ist er nicht überall zu finden zwischen uns und unseren geflügelten Geschwistern, zwischen dem Menschen und der ganzen lebendigen Natur im weiten All?“

Schluß.

In dem Augenblicke, wo ich den Schluß dieses Buches schreiben wollte, kommt unser berühmter Lehrer von seinen großen Herbstjagden zurück. Toussenel bringt mir eine Nachtigall.

Ich hatte ihn gebeten, mir mit seinem Rathe beizustehen und mir in der Wahl einer Nachtigall behülflich zu sein. Er schreibt nicht, aber er kommt; er giebt nicht Rath, sondern sucht, findet, schenkt und realisirt meine Träume ... Das nenn' ich Freundschaft!

Sei mir willkommen, Vogel, sowohl der theuren Hand wegen, die mir ihn bringt, als um Deiner selbst willen, wegen der heiligen Muse, des Genie's, das in Dir wohnt!

Es war ein Familienereigniß und wir richteten den armen gefangenen Poeten in einer Fensternische häuslich ein, vor der aber eine ganz zugemachte Gardine hing; so daß er, zugleich allein und in Gesellschaft, sich allmählig an seine neuen Wirthe gewöhnen, die Oertlichkeit prüfen und sich überzeugen konnte, daß er in einem sicheren, wohlwollenden und friedlichen Hause sei.

Kein anderer Vogel befand sich in dem Salon. Unglücklicher Weise aber kam mein traulicher Rothbart, der in meinem Arbeitskabinette frei umherfliegt, auch in dies Gemach. Man beunruhigte sich deshalb um so

weniger, als er den ganzen Tag, ohne sich dadurch stören zu lassen, andere Vögel: Zeisige, Buchfinken, Stieglitze um sich sieht; aber der Anblick der Nachtigall brachte ihn in unbeschreibliche Wuth. Unerschrocken und zornigen Temperaments stürzt er, ohne zu fragen, ob der Gegenstand seines Hasses zweimal größer ist als er, mit Schnabel und Klauen auf den Käfig los; er hätte die Nachtigall morden mögen. Diese stieß indeß Rufe des Schreckens aus und schrie mit klagender, schrillender Stimme nach Hülfe. Jener war durch die Stangen des Käfigs abgehalten worden und saß nun, mit den kleinen Krallen sich ganz in der Nähe an dem Rahmen eines Bildnisses festhaltend, und knirschte, zischte, zwitscherte, indem er den Feind mit den Blicken durchbohrte. Er sagte Wort für Wort Folgendes:

„König des Gesanges, was willst du hier? ... Ist's nicht genug, daß im Gehölz deine Stimme, gebieterisch und alles Andere vernichtend, unsere Lieder verstummen macht und allein die weite Stille beherrscht? ... Nun willst du mir auch noch die neue Existenz rauben, die ich mir hier geschaffen habe, das künstliche Gebüsch, auf dem ich im Winter sitze, dessen Zweige die Bretter der Bibliothek, dessen Blätter Bücher sind? ... Du willst die Aufmerksamkeit, die man mir schenkt, das Nachsinnen meines Herrn, das Lächeln meiner Herrin theilen und ganz rauben? ... Weh mir Unglücklichen! Die Liebe zu mir ist nun aus!"

In der That bekommt das Rothkehlchen einen hohen Grad von Vertraulichkeit mit dem Menschen; die Erfahrung eines langen Winters hat mich gelehrt, daß es die menschliche Gesellschaft viel lieber hat, als die mit seines Gleichen. In unserer Abwesenheit nimmt es Theil

an dem Geschwätze der Vögel im Bauer, aber sobald wir wieder kommen, verläßt es sie, setzt sich neugierig vor uns nieder, bleibt bei uns und scheint zu sagen: „Da seid ihr endlich!... Wo seid ihr gewesen?... Warum bleibt ihr so lange von Hause fort?“ —

Der Ueberfall des Rothkehlchens, den wir bald vergaßen, schien doch seinem furchtsamen Opfer nicht aus dem Gedächtnisse zu wollen. Die unglückliche Nachtigall flatterte ängstlich hin und her und Nichts schien sie beruhigen zu können.

Man sorgte indessen dafür, daß sich Niemand ihr näherte. Seine Herrin hatte die nöthige Pflege für sie selbst übernommen; die besondere Latwerge, womit man am besten diesen glühenden Heerd des Lebens unterhält (Blut-, Hanf- und Mohnsamen) wurde gewissenhaft bereitet. Blut und Fleisch ist die Substanz, der Hanf ist das Kraut der Trunkenheit und der Mohn neutralisirt beide. Die Nachtigall ist das einzige Wesen, dem man stets Schlaf und Träume zuführen muß.

Aber Alles das war verlorene Mühe. Zwei oder drei Tage vergingen in heftiger Aufregung und verzweifelter Enthaltsamkeit vom Futter. Ich war traurig und machte mir Vorwürfe: ich, der Freund der Freiheit, hatte einen Gefangenen, einen untröstlichen Gefangenen!... Nicht ohne Bedenken war ich auf den Einfall gekommen, mir eine Nachtigall anzuschaffen; um des bloßen Vergnügens willen hätte ich mir gewiß nie eine zugelegt. Ich wußte wohl, daß der bloße Anblick eines solchen Gefangenen, der das Bewußtsein seines Zustandes hat, für mich ein Gegenstand fortwährender Schwermuth sein würde. Aber wie sollte ich ihn befreien? Mein Gefangener, der, bevor er zu mir kam, schon zwei Jahre

im Käfig gewesen, hat keinen Flügel mehr und hat verlernt, sich Nahrung zu suchen; aber wäre beides auch nicht der Fall, er könnte doch nicht wieder zu den freien Vögeln zurückkehren. In ihrer stolzen Republik wird, wer Sklave gewesen, wer aus dem Kerker zurückkehrt und nicht vor Schmerz gestorben ist, unerbittlich verurtheilt und hingerichtet.

Leicht wären wir aus diesem Zustande nicht herausgekommen, wenn der Gesang uns nicht beigestanden hätte. Ein sanftes, wenig abwechselndes, etwas in der Ferne, besonders des Abends, gesungenes Lied schien sie zu überraschen und zu gewinnen. Sobald man die Nachtigall jetzt ansah, hörte sie weniger zu und wurde unruhig; aber sah man nicht hin, so kam sie an die Wand des Käfigs, streckte ihren schlanken, mausfarbenen Hals aus, hob von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe, blieb aber mit dem ganzen Körper unbeweglich; nur das Auge blickte lebhaft, neugierig. Sichtbar ganz Ohr genoß und durchkostete sie dies unerwartete Vergnügen voll Andacht, mit gefühlvoller, inniger Aufmerksamkeit.

Dieselbe Begierde zeigte sie einige Augenblicke danach auf die Lebensmittel. Sie wollte leben, verschlang den Mohn, trank in ihm Vergessenheit . . .

Frauengesang, hatte Toussenel gesagt, gewinnt sie am ersten, nicht das leichte Lied eines wilden Mädchens, sondern eine sanfte, schwermüthige Melodie. Das Ständchen von Schubert hatte in unserem Falle die günstigste Wirkung gehabt. Es schien, als ob sie in dieser ebenso zärtlichen, als tiefen deutschen Seele sich selber empfände sich wieder erkannte.

Aber die Stimme bekam sie nicht wieder. Als sie zu uns gebracht wurde, hatte sie gerade ihren Dezember-

gesang begonnen. Die Aufregung des Transports, die Veränderung des Ortes, der Personen, die Unruhe über ihr neues Verhältniß und besonders der grobe Empfang, den ihr das Rothkehlchen zu Theil werden ließ, hatten sie zu sehr aufgeregt. Sie beruhigte sich, trägt es uns nicht mehr nach, aber die so jäh gestörte Muse schweigt noch; sie wird erst wieder im Frühjahr erwachen.

Jetzt weiß der Vogel schon genau, daß die Person, welche singt, weit entfernt ist, ihm Böses anthun zu wollen; er sieht sie wahrscheinlich für eine Nachtigall in anderer Gestalt an. Sie darf sich ihm ungescheut nähern und selbst die Hand in seinen Käfig stecken; er sieht dann aufmerksam zu, was sie will, aber regt sich nicht.

Für mich war es natürlich eine interessante Frage, zu wissen, ob er mich, der keinen musikalischen Bund mit ihm geschlossen, auch gnädig aufnehmen würde. Ich gab keinen voreiligen Eifer kund, da ich wußte, daß schon ein Blick zu gewissen Zeiten ihn beunruhige. Ich saß daher viele Tage lang eifrig über meinen alten Büchern und Manuscripten aus dem sechszehnten Jahrhundert, ohne ihn anzusehen. Aber er sah mir sehr aufmerksam zu, wenn ich allein war; — natürlich, in Gegenwart seiner Herrin war ich vollständig beseitigt. —

So gewöhnte er sich, mich ohne Besorgniß anzublicken wie ein stilles friedliches Wesen, das sich wenig bewegt, wenig Geräusch macht. Das Feuer im Kamin, der aufmerksame Leser bei diesem Feuer, das waren in Abwesenheit der bevorzugten Person, in den stillen, fast einsamen Stunden, die Gegenstände seiner Beobachtungen.

Gestern, als ich allein war, wagte ich es, mich ihm zu nähern, mit ihm zu sprechen, wie ich es mit dem

Rothkehlchen thue, und er bewegte sich nicht, wurde nicht bestürzt; er wartete geduldig mit sanftem Blicke ab, was ich thun würde. Ich sah, daß der Frieden zwischen uns beiden abgeschlossen war, daß ich zu Gnaden angenommen sei.

Heute habe ich eigenhändig ihm das Futter in seinen Käfig gethan und er fürchtete sich durchaus nicht. Man wird sagen: „Wer giebt, den heißt man Willkommen.“ Aber es liegt mir daran, zu constatiren, daß unser Bündniß von gestern stammt, bevor ich ihm nur irgend etwas angeboten und daß er also vollständig uneigennützig ist.

So hat denn in noch nicht ganz einem Monate der reizbarste der Künstler, das furchtsamste, scheueste aller Wesen, sich mit dem menschlichen Geschlechte ausgesöhnt.

Das ist ein wichtiges Zeugniß für die natürliche Einigkeit, den urspünglichen Bund, der zwischen uns und diesen instinktreichen Wesen existirt, welche wir untergeordnet nennen. —

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Michelet, Jules,

Aus den Lüften das Leben der Vögel

Berlin 1860